

**Zeitschrift:** Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Glarus  
**Band:** 66 (1977)

**Artikel:** Autobiographisches aus dem Glarnerland  
**Autor:** Vischer, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-584357>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Autobiographisches aus dem Glarnerland \*

vom 16. bis zum 19. Jahrhundert  
von Eduard Vischer

Im Jahre 1974 wurde in dem September-Zyklus, veranstaltet vom Historischen und vom Lehrerverein, über «Autobiographische Quellen zur Schweizer- und Glarner Geschichte» gesprochen<sup>1</sup>. In dem vorliegenden Jahrbuch unterbreiten wir die Einleitung und den nicht nur genau durchgesehenen und bereinigten, sondern auch stark bereicherten glarnerischen Teil jener Vortragsreihe den damaligen Hörern und speziell den Vereinsmitgliedern im Druck. Wir stützen uns dabei nur in wenigen Fällen auf unveröffentlichte Handschriften, sonst auf Gedrucktes, das, auch wenn es sehr selten geworden ist, doch zum mindesten in der glarnerischen Landesbibliothek vorliegt und dort ohne weiteres bezogen werden kann. Es scheint uns, man dürfe auf diese gutenteils vergessenen Niederschriften wieder einmal aufmerksam machen. Es ist dann die Sache des Lesers, ob er sich mit unseren Zitaten begnügen will oder sich durch sie anregen läßt, auf die Autobiographien selbst zurückzugreifen.

Wir haben in der Einleitung zu dem damaligen Vortragszyklus darauf hingewiesen, daß Autobiographien eine wertvolle Geschichtsquelle sein können. Wertvoll und ertragreich können gut ausgelesene Ausschnitte auch schon zur Belebung und Illustrierung des Geschichtsunterrichtes der Schule sein. Wir wiesen damals auf Thomas Platter hin, wie er an der Selnauer Kilbi Zwingli predigen hörte: Er fühlte sich an seinem Schopf

\* In den Anmerkungen und in der Liste am Schluß verwendete Abkürzungen.

BN = Basler Nachrichten

GZ = Glarner Zeitung

NGZ = Neue Glarner Zeitung

NZZ = Neue Zürcher Zeitung

Gruner = Erich Gruner, Die schweizerische Bundesversammlung, 1848—1920 I, Biographien. Bern 1966

JHVG = Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus

LA = Landesarchiv

LB = Landesbibliothek

UB = Universitätsbibliothek

<sup>1</sup> Eine maschinengeschriebene Abschrift des ganzen Vortragszyklus liegt auf der LB Glarus. — An Literatur zu diesem schweizerischen Thema kann wohl einzig genannt werden: Von unsern Vätern. Bruchstücke aus schweizerischen Autobiographien vom 15.—19. Jahrhundert, hrsg. von Otto von Greyerz. 2 Bde. Bern 1912, 1913.

emporgezogen. So mächtig wirkte die Predigt des Toggenburgers auf den Walliser Hirtensohn. Von dieser autobiographischen Notiz her fällt helles Licht auf die Macht reformatorischer Predigt. «Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus», ist Goethes Eindruck von der Kanonade von Valmy. Die revolutionäre Epoche, nicht nur Frankreichs oder Europas, sondern der Welt, die in unserer Lebenszeit in neue unabsehbare Phasen eingetreten ist, ist mit den zitierten Worten fast gleich zu Beginn in ihrer historischen Bedeutsamkeit erfaßt. Die beiden Stellen, das Erlebnis des jungen, noch mitten im Begriff der Bildung begriffenen Wallisers wie das Wort des reifen Dichters sind autobiographischen Schriften entnommen<sup>2</sup>.

Wir haben aber auch festzustellen, daß Autobiographien eine Literaturgattung für sich sind, und haben zu erläutern, was wir zu ihr rechnen, was wir davon ausschließen. Wir subsumieren darunter Lebensrückblicke von rein individueller Bedeutung wie die Lebensrückschau, die der Basler, und bei weitem nicht nur er, gerne im Blick auf seine eigene Bestattung aufsetzt. Auf einer vergleichbaren Ebene liegen die großen Lebensbeichten der Weltliteratur, angefangen mit Augustins *Confessiones*. Beides begegnet uns in unseren heimischen Zusammenhängen nicht.

Der autobiographische Roman, der Bildungsroman von Goethe bis Gottfried Keller und weiter, darf uns nicht weiter beschäftigen<sup>3</sup>. Wenn wir uns der Autobiographie als Literaturgattung zuwenden, suchen wir doch nicht künstlerische Erhöhung oder Verklärung eines Lebensganges, sondern lebensgeschichtliche Realität, wenn auch in subjektiver Spiegelung. Wir gehen also Autobiographien eher nüchterner Art nach, trockenen und unkünstlerischen Berichten zum Teil, deren Autoren doch für eine ganze Zeitgenossenschaft, die, wenigstens in solcher Hinsicht, stumm bleibt, das Wort ergreifen und Episoden oder gar Epochen, wie wir eben zu sehen Anlaß hatten, erleuchten.

Der Autobiographie verwandt sind Briefe und Briefsammlungen. Wir dürfen sie nicht grundsätzlich ausschließen. Doch waren unserem Bericht Grenzen gesetzt, und wir können nur eben anmerkungsweise einige Hin-

<sup>2</sup> Thomas Platter, *Lebensbeschreibung*. Mit einem Vorwort von Walter Muschg hrsg. von Alfred Hartmann. Basel 1964. S. 64: «Das (Joh. c. 10: 'Ich bin ein gutotter Hirt') legt er so streng uß, das ich wond, es zuge mich einer by dem har übersich.» — J. W. Goethe, *Kampagne in Frankreich 1792*, 19. Sept. (Artemis-Gedenkausgabe Bd. 12, S. 289).

<sup>3</sup> Hier weiche ich ab von der Auffassung von O. v. Greyerz, der auch Bruchstücke aus dem Bildungsroman von Jakob Senn berücksichtigt.

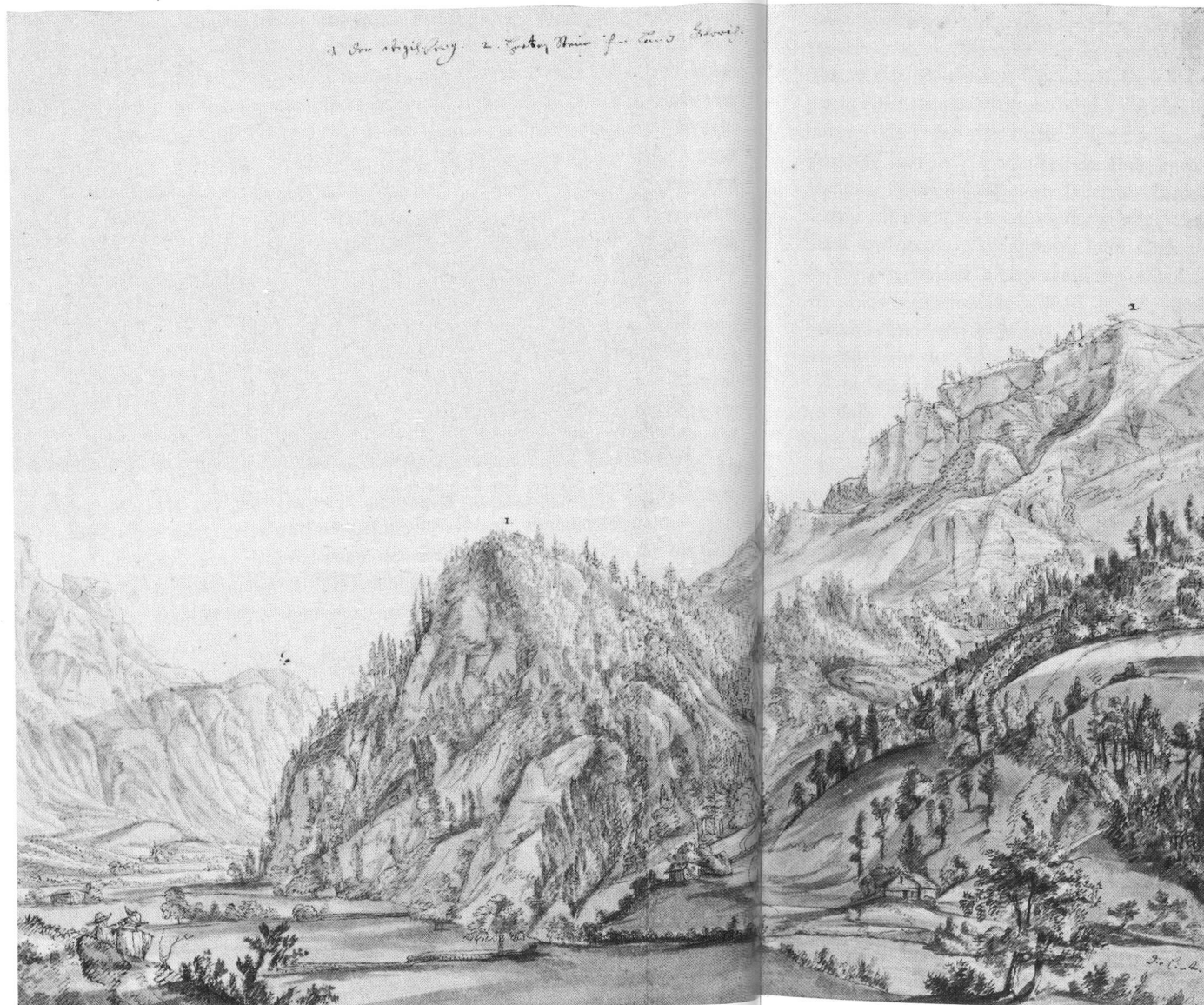


9 Johannes Meyer: Der Kerenzerberg. Kopie nach Conrad Meyer, Feder braun und schwarz, grau und blaugrau laviert, 292 : 406 mm. 1675. Graphische Sammlung der Zentralbibliothek Zürich. Ausschnitt: Der Zeichner.

10 Ausschnitt aus Abb. 11: Die beiden Wanderer.







11 Conrad Meyer: Landschaft an der Glarner Linth. Federzeichnung in schwarzer Tusche, grau und in der linken unteren Ecke braun laviert, 301 : 378 mm. Juni 1655. Inv. Nr. 1906.40, Kunstmuseum Basel.

weise geben<sup>4</sup>. Reisebeschreibungen, insofern sie nicht das ganze Leben, sondern nur einen Ausschnitt behandeln, wollte ich ursprünglich weglassen, mußte aber sehen, daß Reiseberichte gelegentlich geradezu für das ganze Leben stehen können und so Aufnahme verdienen. «Reisebeschreibungen sind der Ausdruck individueller Anschauungen», lesen wir im Vorwort zum 1. Bande der fünfbändigen «Reisen durch Südamerika» (Leipzig 1866—1869) von J. J. von Tschudi, «daher auch die verschiedenen, oft diametral entgegengesetzten Urtheile der Reisenden über ein Land und dessen Bewohner». Und noch prägnanter Leonhard Scheitlin im Eingang seiner «Armenreisen»: «Daß ich in diesen Excursionen immer mich selbst anführen muß, ist mir unangenehm, allein die Natur der Reisebeschreibung bringt es mit sich, denn eine Reisebeschreibung ist ja ein Stück aus der Selbstbiographie oder dem Lebensreisetagebuch.»<sup>5</sup>

Man wird Reisebeschreibungen vor allem da berücksichtigen müssen, wo volle Autobiographien fehlen. Matthias Dürsts Auswanderungstagebuch müßte hier eine hervorragende Stelle zukommen, zumal es eine der wenigen autobiographischen Äußerungen eines Ungelehrten ist, die uns im glarnerischen 19. Jahrhundert begegnen. Doch äußere Gründe — wir haben das Auswanderungstagebuch erst vor sieben Jahren veröffentlicht — zwingen dazu, es hier beim Hinweis bleiben zu lassen.

Wie das Auswanderungstagebuch zeigt, verdienen Tagebücher überhaupt in unserem Zusammenhang Berücksichtigung, gibt es doch Autobiographien, die sozusagen aneinandergereihte Tagebuchblätter sind wie die berühmte, eben mustergültig in abschließender Form herausgegebene des Arztes Felix Platter<sup>6</sup>. Doch muß uns klar sein, daß die Optik in dem aus dem Moment heraus geschriebenen Tagebuch notwendig eine andere ist als in der Rückschau der eigentlichen Autobiographie. Doch wie Brief oder Reisebeschreibung kann auch ein Tagebuch, mag es auch nur während eines kürzeren, aber darum umso intensiver erlebten Lebensabschnittes geführt worden sein, doch stellvertretend für das ganze Leben stehen. Beispiel für diese Tatsache ist das ergreifende Tagebuch des Pfarrers Andreas Tschudi von 1803/04, aus dem uns dessen Neu-Entdecker im Anschluß an diesen Aufsatz einige Kostproben vorlegen wird. Andere Auto-

<sup>4</sup> Briefe von Glarnern sind u. a. publiziert in den Aarauer Neujahrsblättern 1946, im JHVG 61, 1966, S. 77—148, verwendet im JHVG 64, 1973. Dazu kommen bisher unerschlossene Briefsammlungen.

<sup>5</sup> P. Scheitlin, Meine Armenreisen in den Kanton Glarus ... St. Gallen 1820, S. IV.

<sup>6</sup> Felix Platter, Tagebuch (Lebensbeschreibung), 1536—1567 ... hrsg. von Valentin Lötscher (= Basler Chroniken, 10), Basel (1976).

biographien verzichten auf tagebuchartige Belege, sie halten an einem bestimmten Wendepunkte, so etwa am Abschluß ihrer Bildungs- und Wanderjahre oder im 50. oder 70. Jahre ihres Lebens, Rückschau und berichten so viel, wie ihnen noch in den Sinn kommen will.

Aus Glarus kennen wir fast nur die Autobiographie in der Form der Rückschau, eine einzige, die aus aneinandergereihten Tagebuchblättern besteht. Dazu sind uns zwei Tagebücher als solche begegnet.

Den Autobiographien verwandt, und doch von ihnen geschieden, sind die «Memoiren», die Politiker, wohl etwa auch Künstler, wie z. B. Felix Weingartner oder Robert Faesi, rückschauend schreiben. Sie dienen der Rechtfertigung des eigenen Tuns vor Mit- und Nachwelt. Historisch gesehen, war es lange sozusagen ein Privileg der Franzosen, Memoiren zu schreiben<sup>7</sup>. In neuerer Zeit haben auch einzelne Schweizer welche verfaßt, K. Siegwart-Müller, Fr. Hurter oder J.-C. Kern etwa im 19., in unserem eigenen Jahrhundert — neben manchen anderen — W. Bringolf, R. Grimm, M. Huber, Humbert-Droz, J. Lorenz, P. Speiser. Memoiren können höchst lichtvoll sein, sind aber sehr oft irgendwie trübe Quellen, weil ihnen die Naivität fehlt, weil sie Quellen sein *wollen*. Autobiographien von Menschen, die weniger im Rampenlicht der Öffentlichkeit gelebt, haben gewöhnlich unmittelbarer und so auch größeren dokumentarischen Wert. Aus Glarus sind uns übrigens keine Memoiren bekannt geworden. Schulers «Erinnerungen eines Siebenzigjährigen» werden wir kaum dazu rechnen wollen.

Wir möchten mit unseren Hinweisen auf Selbstzeugnisse, insbesondere auf Autobiographien, wie schon ausgeführt, eine bescheidene Gabe für Schule und Haus vermitteln. Die Verfolgung großer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge liegt uns also völlig fern. G. Misch hat bekanntlich in einem bändereichen Werk an Hand von Autobiographien die Entwicklung des Individualismus darzustellen unternommen<sup>8</sup>.

Wenn wir solchen persönlichen Quellen die Ehre geben, so kommen damit auch die persönlichen Faktoren im Geschichtsverlauf für einmal wieder stärker zu ihrem Rechte. Wir wollen uns damit natürlich über kollektive und individualisierende Geschichtsauffassung nicht weiter äussern, was so beiläufig ja gar nicht möglich ist. So viel glauben wir be-

<sup>7</sup> Eduard Fueter, Geschichte der neueren Historiographie. München und Berlin 1911, S. 148 ff.

<sup>8</sup> Georg Misch, Geschichte der Autobiographie, Bd. 1, 3. Aufl. Bern 1949/50, Bd. 2 ff., Frankfurt 1955 ff. Das achtbändige Werk ist unvollendet geblieben.

haupten zu dürfen, daß für die oberen Klassen der Primarschule und für die Sekundarschule eine Geschichtsdarstellung, die auch lebendige Menschen agieren läßt, wenn irgendwo, am Platze sein dürfte. Trotzdem hoffen wir, auch dem Geschichtsfreund, der mit der Schule keine Kontakte mehr hat, einiges bieten zu können.

Richten wir unseren Blick auf die ganze Schweiz, so sind autobiographische Äusserungen, wie wir sie im Auge haben, im 16. und im 19. Jahrhundert am häufigsten, im 17. Jahrhundert versiegen sie fast ganz, abgesehen von der großen Zahl der «Personalien»<sup>9</sup>, während die eigentlichen Autobiographien im 18. Jahrhundert wieder zu mächtigem Strome anschwellen, besonders wenn wir, was uns erlaubt scheint, auch Genf (Rousseau) zur Eidgenossenschaft rechnen. Für unsere einfachen, ohne weiteres zugänglichen und zu uns sprechenden Autobiographien war uns für das 18. Jahrhundert der *eine* Uli Bräker, der «Arme Mann im Tockenburg», repräsentativ<sup>10</sup>.

Im Glarnerland steht es nicht ganz unähnlich. Wir haben aus dem 16. Jahrhundert eine kleine Autobiographie (oder besser: autobiographische Aufzeichnungen) sowie eine Reisebeschreibung, deren Autor ein Jahrzehnt nach der Reise starb, doch ist die erste gar nicht, die zweite erst im 17. Jahrhundert gedruckt worden und gehört so den geistigen Zusammenhängen zweier Jahrhunderte an, sonst aber fällt das 17. Jahrhundert bei uns ganz aus, es sei, es würden im Zuge genauerer Archivinventarisierungen oder sonstiger unerwarteter Funde einmal bisher gänzlich unbekannte Manuskripte solcher Art zutage treten. Das 18. Jahrhundert kann natürlich mit keinem «Armen Manne» aufwarten, ist aber, wenn wir den Begriff weit fassen, immerhin mit zwei autobiographischen Belegen vertreten. Das 19. Jahrhundert aber folgt dem in der Schweiz allgemein zu beobachtenden Zuge. Es weist zahlreiche Autobiographien auf. Auf die auch im Glarnerland häufigen autobiographischen Äußerungen

<sup>9</sup> Rolf Hartmann, Das Autobiographische in der Basler Leichenrede. Phil. Diss. Basel (=Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, 90), Basel 1963. — In der Sammlung von Trauerschriften der LB Glarus aus der Zeit seit der Mitte des 18. Jahrhunderts — sie umfasst rund 90 Nummern und ist ohne Zweifel sehr lückenhaft — begegnet nur ein einziger Fall von selbstverfaßten «Personalien», und dies erst aus dem Jahre 1959, also jenseits des Zeitraumes, mit dem sich diese Arbeit befaßt.

<sup>10</sup> Leben und Schriften Ulrich Bräkers, des armen Mannes im Tockenburg, dargestellt und herausgegeben von Samuel Voellmy. 3 Bde., Basel 1945. Die Lebensbeschreibung findet sich in Bd. 1 dieser Ausgabe. Eine kritische Ausgabe wird gegenwärtig in St. Gallen vorbereitet.

aus unserem eigenen Jahrhundert sind wir mit Bedacht nicht eingetreten, obwohl manche davon inhaltlich natürlich zu einem schönen Teile noch dem 19. Jahrhundert angehören. Die kleine Ausnahme, die wir uns mit Fridolin Schuler zu machen erlaubten, wird man gewiß natürlich finden.

Eigentümlich ist, daß das katholische Element nur für das 16. Jahrhundert vertreten ist. Das hat offensichtlich seinen Grund in der Quellenlage. Sind selbst in Evangelisch Glarus auf Grund bisher ungenügend gesichteter Papiere noch Überraschungen möglich, so erst recht in Katholisch Glarus. Die Landesbibliothek Glarus wurde ja im 18. Jahrhundert als evangelische Institution gegründet. Wir müßten zunächst das Gemeinde-Archiv von Näfels, dann auch private Sammlungen in Näfels, vielleicht sogar in Schwyz oder anderswo einbeziehen, um entweder auch einzelne katholische Autoren zu finden oder aber mit Grund sagen zu können, es seien deren nicht vorhanden. Leider wurde uns dieser Umstand erst unmittelbar vor der Drucklegung klar. Die Untersuchung muß also weitergehen, und vielleicht wird dann unser Hinweis früher oder später einmal eine Fortsetzung erfahren.

## 16./17. Jahrhundert

Als «gute Werke» im Sinne der vorreformatorischen Theologie und der entsprechenden praxis pietatis galten auch die Pilgerfahrten, die unter vieler Mühe, Gefahr und Kosten unternommen wurden, Pilgerfahrten nach Einsiedeln oder noch weiter, nach Santiago di Compostela in Spanien oder gar zu den wunderbaren Stätten des heiligen Landes. Dort, d. h. zum mindesten in Jerusalem, wohnten auch nach dem Scheitern der letzten Kreuzzüge noch einige christliche Mönche, die sich, mitten im mohammedanischen oder heidnischen Lande, wie sich die Pilger ausdrücken, der christlichen Besucher annehmen durften. Zahlreich sind die Aufzeichnungen von solchen Fahrten; auch manche schweizerische sind darunter. Nicht wenige liegen bis heute ungedruckt in den Archiven<sup>11</sup>.

<sup>11</sup> Einige sonst schwer zugängliche Handschriften und Drucke von Jerusalemreisen von Schweizern sind verzeichnet in der Basler Dissertation von Ruth Jörg, Untersuchungen zum Schwund des Praeteritums im Schweizerdeutschen, Bern 1976. — Vgl. auch die allgemeineren Literaturangaben und Hinweise in Schibbs Stockar-Ausgabe (s. u.) sowie O. von Greyerz.



Von der Jerusalemreise im Jahre 1519, die eine Anzahl schweizerischer Honoratioren unternommen haben, liegen gleich drei Berichte vor, ein kurzer ungedruckter im Stiftsarchiv zu Engelberg, ein etwas umfangreicher von Hans Stockar aus Schaffhausen und der einen ganzen Band umfassende von *Ludwig Tschudi* aus Glarus. Die beiden letztgenannten sind gedruckt <sup>12</sup>.

Die umfangreiche, geradezu systematisch angelegte Reisebeschreibung von Ludwig Tschudi aus Glarus, der um 1530 früh verstarb, wurde nach seinem Tode von seinem berühmteren Bruder Gilg Tschudi zu Ende redigiert, ob auch verändert und erweitert, ist nicht mehr festzustellen. Ludwigs Urenkel Melchior Tschudi, I. U. L. (beider Rechte Licentiat), gab den Bericht im Jahre 1606 in der Druckerei des Klosters St. Gallen mit etwelchen Änderungen gegenüber der Handschrift heraus. Diese Handschrift liegt bis heute auf der St. Galler Stiftsbibliothek, wo also die kleinen redaktionellen Änderungen festgestellt werden können, während Ägidius' Anteil wohl nur mit subtilen stilkritischen Untersuchungen, wenn überhaupt, eruiert werden könnte. Wenn der Reisebericht während des ganzen 16. Jahrhunderts unberührt liegen blieb und nun zu Beginn des 17. doch noch im Drucke erschien, so drängt sich die Frage nach dem Grunde der so späten Publikation auf. Wir können der Vorrede entnehmen, daß die Edition im dogmatischen und konfessionspolitischen Zusammenhang der Gegenreformation stand.

«Obgleichwol, hochwürdiger Fürst und Genediger Herr», so hebt Melchior Tschudis Dedikation, die an den Fürstabt Bernhard von St. Gallen gerichtet ist, an und fährt fort: «zu jetzigen unsern leydigen betrübten zeyten die wallfahrten nach Hierusalem etc. an vilen ohrten, so von der wahren Catholischen Apostolischen Römischen Kirchen abgesöndert, als ein unnütz, gegen Gott unverdienst und vergebenliches werck verachtet und verworffen werden, so seind sie doch nit wider, sonder mit Gottes Wort und ... bey allen Christen Völckern ... für Christenlich, Gott wol gefällig und verdienstlich gelehrt, gehalten und löblichen gebraucht worden», und für diesen Satz werden nun viele Zeugen aus älterer und neuerer Zeit angeführt. Unter den Beispielen solle nicht am geringsten geachtet werden der edel und gestreng Herr Ludwig Tschudi von Glarus,

<sup>12</sup> Hans Stockars Jerusalemfahrt 1519 und Chronik... hrsg. von Karl Schib (= Quellen zur Schweizer Geschichte, NF 1. Abteilung: Chroniken, Bd. 4), Basel 1949. — Reyß und Bilgerfahrt zum Heyligen Grab ... Ludwigen Tschudis. Rorschach 1606. — Zu L. Tschudis vgl. die Broschüre von K. Schönenberger, Mels 1949.



der in seiner Jugend hohe Stellen beim Herzog von Mailand und beim König Franz bekleidete und sich dann, 1519, zu einer solchen heiligen Reis und Bilgerfahrt entschlossen hat, dessen itinerarium oder Reisbüchlein ihm, dem gegenwärtigen Verfasser der Dedikation, von seinem Vetter Balthasar verehrt ward. Ihm scheint, künftigen Pilgern könne es zur Anleitung dienen, «dem guthertzigen Leser aber zu einer Geystlichen *recreation*, und anreytzung mehrers Andachts gereychen und dienen.» Gegenüber den 64 Seiten der Stockarschen Aufzeichnungen ist Tschudis Reisbüchlein nun zu einem Buche von 360 Seiten geworden. Merkwürdigerweise ist es bisher nie zum Gegenstande einer einläßlichen Untersuchung gemacht worden, erwähnt wird es natürlich da und dort, so in Georg Thürrers «Kultur des alten Landes Glarus». So viel steht aber fest, daß, wie wir sahen, auch Gilgs geschickte Feder irgendwie am Werke war und daß schon bei Ludwig nicht alles auf persönlicher Erforschung und Erkundung beruht, sondern zum Teil auf gedruckten Pilgerführern, die gegen den Schluß seiner Ausführungen hin ausdrücklich genannt sind. Wie dem nun sei, das Buch ist deshalb nicht weniger interessant. Es ist heute naturgemäß zu einer Rarität geworden, weshalb es erlaubt sein würde, etwas ausführlichere Kostproben zu geben. Ludwig Tschudi beginnt mit den allerersten Vorbereitungen zur Reise und schließt da — er nimmt den Weg über Einsiedeln und den Gotthard und kehrt über den Splügen zurück —, wo er am Sonntag, dem 27. November, in Glarus ankommt. Dieser Rückkehr sind die folgenden Worte gewidmet: «Und zoge man mir entgegen mit Fahnen und Creutz unnd S. Fridleins Sarch für das Dorff hinauß biß in Eychen, mit einer großen Procession, unnd empfieng mich menigklich mit fröwden und leutet man mit allen Glocken zusammen. Gott sey gedanckt seiner Gnaden und Barmhertzigkeyt, Amen» (S. 355).

Vielleicht würde der Passus über den Ritterschlag am Heiligen Grabe besonders viel von der eigentümlichen Atmosphäre der christlichen Enklave in dem damaligen türkisch-mohammedanischen Jerusalem vermitteln. Tschudi empfing ihn zusammen mit 26 Pilgern (vier Polländer — wir folgen hier den Ausdrücken Tschudis —, von Teutschen ein Graff von Nassaw und sechs Niederländisch von Engellandt, zwey von Elsaß und Brißgöw, fünf auß Hispania, einer von Meyland, zwey von Cöln, zwey auß Franckreych, einer von Schottland, und von unß Eydgnossen drey, nemblich Melchior zur Gilgen von Lucern, Anthoni von Pavillart von Fryburg und ich Ludwig Tschudi von Glarus). Anziehend geschildert ist von Tschudi die geistliche wie die mehr weltliche Seite des Vorganges,

und ganz besonders interessant sind wohl für alle Leser die rückwärts gewandten Züge, die sich da beobachten lassen (edle, freie Abstammung ist Voraussetzung, Verpflichtung die Enthaltung von «Kaufmanns Wuchergewerb» — ritterliches Lebensideal ist geblieben die längst durchlöchernte Naturalwirtschaft mit ihrem kanonischen Zinsverbot, das von Luther festgehalten wurde, nicht aber von Zwingli und Calvin —, wie auch die Vertreibung der Ungläubigen aus dem Heiligen Land). Doch ist der Abdruck dieser wie anderer Szenen eher Aufgabe einer gelegentlich doch vielleicht fälligen Neuauflage dieses Druckes von 1606 als unseres Hinweises in weiterem Rahmen. Höchstens sei noch hingewiesen auf die Priester und Mönche, auf die mancherlei Christen von vielerlei Zungen und unterschiedlichen Glauben und geteilten Secten, «die allwegen im Münster seind, und hat jede Sect ihren Chor in der Kirchen herumb, Griechen, Jacobiten, Georgiten, Indianer, Abysiner, Nubianer, Armenier, Maroniten, Syrianer, Nestorianer . . . und die Römischen oder Latinischen von den wir seind, dise secten all, haben jede besondere Ampeln brinnen im Heyligen Grab . . . und sonst hin und wider an den Heyligen öhrtern im Münster begriffen, sie haben auch ihre Messen unnd Ämpter, gar mit wildem ungleichem gesang, nit allein der Sprach halb, sonder auch der seltzamen weyß, so jede Sect besonder braucht, under allen Secten seind unß von der Römischen Kirchen keine so Feind dann griechen, die lassen unsere Priester auff ihren Altären nit Meß halten und widern unß gar sehr» (S. 307).

Wie mannigfache Folgen die Kreuzzüge hatten, die mit dem ursprünglichen Ziel ohne Verbindung waren, steht in jedem Geschichtsbuch zu lesen. Wenn die Pilgerfahrten zum Heiligen Grabe Folgen hatten, die über den einzelnen Wallfahrtsakt hinausgingen, so könnten sie mehr geistiger Art gewesen sein. Oder sollte es den mehr oder weniger frommen Pilgern, die aus dem Schoße der vielgefeierten *Una sancta* kamen, nicht von einer gewissen Eindrücklichkeit gewesen sein, daß es neben den römischen Christen so viele andere gab, denen der Christenname nicht versagt werden durfte? Aber zu klein war ihre Zahl, als daß ihr Erlebnis schon im Zeitalter der Religionskriege hätte von Gewicht sein können.

*Johann Balthasar Tschudi* (1556—1608), fürstlich sanktgallischer Hofrat, hat, falls Jakob Winteler's Zuschreibung, die er auf der Innenseite des Banddeckels mit Bleistift angebracht hat, richtig ist, Aufzeichnungen hinterlassen; sie reichen von 1575 bis 1604. Es sind offensichtlich aneinandergereihe Tagebuchblätter; 1585 ist übrigens einmal vermerkt, nun sei

nach dem neuen Kalender datiert. Die Lektüre der Handschrift wirkt zunächst enttäuschend. Man fragt sich vielleicht einen Moment, ob diese überhaupt bei den Autobiographien eingereiht zu werden verdiene. Denn außer Geburten, Kindstaufen und Todesfällen gibt sie nicht sehr viel, weder gibt sich die Person des Autors noch sein Amt richtig zu erkennen. Ein Schwörtag in Lichtensteig ist zwar einmal erwähnt, einmal ein Brand in dem benachbarten Schänis, «anzündt von bösen Zürchern». Vielleicht darf eine von manch andern möglichen Stellen das Ganze vertreten, der Bericht über einen für den Autor besonders wichtigen Todesfall, über den er deshalb ein beinah kalligraphisch gezeichnetes Kreuz setzt.

Item uff den 27. tag Mertzen. was der heilig carfreytag. Im 1592. Jar Ist Balthaßar Tschudj von Glarus, der Zyt Herr zuo Greplong, myn lieber Vatter, morgens umb Vier Uhr gar christenlich, Uff dem Schloß Greplong, In Gott verscheyden. Gott gnade Imm. Ist am Samstag am heiligen abent umb Vesperzyt, zuo Flums Im Chor vergraben worden. Man hatt Imme aber erst am heiligen Ostertag, nach dem heiligen Ampt, mit allen glocken drii Zeichen gelüttet. Gott sige Syner und aller Christgloubhafftigen Seelen gnedig und barmhertzig. Amen.

Eine solche Stelle — und viele vergleichbarer Art — gibt uns zwar nicht ein bestimmtes Individuum zu erkennen, sehr deutlich aber den Typus, die Sinnes- und Empfindungsweise des Repräsentanten der sozialen Oberschicht im schweizerischen nachtridentinischen Katholizismus. So betrachtet, haben wir doch ein recht wertvolles Dokument vor uns.

## 18. Jahrhundert

Das 18. Jahrhundert steht in wesentlichen Zügen im Gegensatz zu den vorangehenden Zeiten des Konfessionellen Zeitalters. Eine gewisse Auflockerung beobachten wir zunächst auf allen Gebieten. Der steifen kirchlichen Orthodoxie tritt auf dem Boden der Reformation der Pietismus in all seinen Spielarten entgegen. Und das Rinnsal der innerkirchlichen wie der rein weltlichen Aufklärung wird zum mächtigen Strome. Und schon melden sich am Ende des Jahrhunderts auch Gestalten der verschiedensten Art, die über all das hinausweisen. Endlich sieht das 18. Jahrhundert den mächtigen Beginn der Industriellen wie der Politischen Revolution.

Nicht all das ist durch glarnerische autobiographische Zeugen repräsentiert, aber immerhin einiges. Bedauerlich ist, daß sich in dem bald hoch-industrialisierten Kanton Glarus<sup>13</sup> weder Fabrikanten noch Fabrikarbeiter als Autobiographen nachweisen lassen<sup>14</sup>.

Wichtig ist aber, daß wir in diesem 18. Jahrhundert überhaupt der ersten eigentlichen glarnerischen Autobiographie begegnen, dazu einem wichtigen autobiographischen Zeugnis in der Gestalt einer sorgfältig aufgebauten zeitgenössischen Bibliothek.

Die Autobiographie hat den Pfarrer *Johann Jakob Tschudi* (1722 bis 1784) zum Verfasser, der in den letzten zwei Jahren seines Lebens Camerarius — die zweitoberste Würde in der glarnerischen reformierten Kirche — war, mit welchem Titel er seither meistens zubenannt wird. Tschudi fand neben seinem Pfarramte — er war nacheinander in Linthal, Schwanden und Glarus tätig — noch Zeit, mehrere Bände feingeschriebener Notizen meist historischen und genealogischen Inhalts zu füllen. Die Autobiographie schließt den Band «Stammtafel der Tschudi in Glarus», der im Landesarchiv zu Glarus liegt. Tschudi stellt sich uns hier als Vertreter der 27. Generation seines Geschlechtes vor. Jakob Winteler hat im Blick auf das Basler Universitätsjubiläum den mittleren Teil dieser Autobiographie (mit unbezeichnet gelassenen Auslassungen) unter dem Titel «Camerarius J. J. Tschudi von Glarus als Basler Theologiestudent 1739/1740» in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1959 (S. 289—306, Original: S. 307—317) ediert. Das Fragment verliert dadurch etwas an originalem Wert, wie der Herausgeber in seiner Einleitung selbst anführt, daß die Angaben über die Basler Professoren auf dem Lexikon von J. J. Leu beruhen, immerhin mit einzelnen persönlichen Bemerkungen. Rein persönlich sind natürlich Tschudis Nachrichten über seine Reise nach Basel, über seine sukzessiven Quartiere, erst bei einem

<sup>13</sup> Vgl. Das Glarnerland im Jahre 1797 in den Augen des Dr. J. G. Ebel, in: JHVG 64, 1973, S. 30—53 (= Vom älteren Glarus).

<sup>14</sup> Wir möchten nicht unterlassen, an dieser Stelle zwei zwar keineswegs autobiographische und auch nicht für den Aufbruch des Industriellen Zeitalters wichtige Aufzeichnungen zu verzeichnen, da sie kaum bekannt sind und den wirtschaftsgeschichtlich Interessierten anziehen können. In der Landesbibliothek Glarus liegen die Abschriften von Aufzeichnungen von Blasius Zentner (1667—1742) von Elm mit vielen Notizen über Wetter und Lawinen, über Lebensmittelpreise sowie über den Werdenbergerhandel von 1721, und ebensolche von Johannes Marti (1732—1803) von Matt, ebenfalls mit Notizen über Wetter und Unwetter, über Unglücksfälle und Krankheiten, ausführlich insbesondere über das Hungerjahr 1770/71 sowie über den Anna-Göldi-Handel von 1781.

Lateinschullehrer, dann bei einem Münstersigristen, über den Empfang durch die Kaufleute, an die er durch seinen Vater empfohlen, durch die Theologen, an die er durch die mitgeteilten Empfehlungsbriefe zweier glarnerischer Pfarrer gewiesen war, wie über sein eigentliches Studium, über den Lektoratsauftrag in den Hundstagsferien, über die Bekehrung eines Juden durch Religionsgespräche . . . , endlich über das Examen mit Probepredigt zu St. Martin. An seinem 19. Geburtstag hielt er seine erste Predigt in Glarus und war nun zeitlebens im Dienste der Kirche seines kleinen Kantons tätig. — «Joh. Jacob Tschudj, Schreiber dieses, bin an das Licht dieser Welt gebohren worden anno 1722 d. 8. Aprell und getauft den 9. dito», so hebt Tschudis Autobiographie auf S. 304 des oben bezeichneten Bandes an. Tschudi berichtet dann auf wenigen Seiten von Kindheitserlebnissen und Schulbildung, von der im Jahre 1736 erfolgten «Wahl der Lebensart» (Berufswahl, sagen wir heute) des Kaufmannssohnes. Auf den Seiten 317 bis 329 erzählt er nun von den weiteren Stationen und Bestrebungen seines Lebens bis 1766, läßt dann drei Seiten frei, die nun leer geblieben sind — so daß wohl anzunehmen ist, J. J. Tschudi habe seine Rückschau in diesem Jahre 1766 niedergeschrieben —, und füllt dann noch sechs Seiten mit Ausführungen über seine «Gemütsbeschaffenheit», worüber er in zehn Punkten handelt. Deren vierter lautet: «Überzeugung von der warheit der natürlichen und geofenbahrten Religion: gehört auch zu meiner Gemütsfassung: eben diesere Überzeugung macht mich begierig meinen Mitmenschen die Erkantnus der worheit die da ist nach der Gottseeligkeit auch einzuflößen . . . », Punkt 8: «Allen meinen Feinden bin ich von Herzen wohlgewogen . . . », Punkt 9: «Mit meinen Leidenschaften habe ich als ein Mensch ouch öfters zu kämpfen: ich werde leider! von denselben ouch etwon übereilet: und wonn das geschieht, so bedouret es mich nit wenig: möchte ich doch Herr derselben werden!» Punkt 10: «Sonsten fühle und empfinde meine sündliche Schwachheit, Mängel und unfolkomenheit . . . ich . . . erkenne daß ich als ein sündlicher und unfolkomener Mensch die Gnade Gottes höchlich nötig habe: um diese Gnade bitte ich, diese Gnade erflehe ich: ja Du Herr mein Got, sage mir diese Gnade zu, und laß doch selbige in meiner Schwachheit mächtig seyn <sup>15</sup>!»

Sodann handelt Tschudi, wiederum punktweise, über «die Beschaffenheit meines Leibs und der Gesundheit», endlich über Ehestand und Kinder. Am Schlusse auch dieser Ausführungen sind einige Seiten leer gelassen.

<sup>15</sup> Vgl. 2. Kor. 12, 9.

Wir konnten an dieser Stelle nicht mehr als einen Hinweis geben. Die Aufgabe bleibt, die Autobiographie J. J. Tschudis vollständig und sorgfältig zu edieren.

Paul Wernle hätte wohl Tschudi, wäre er ihm bei seinen Studien zur Geschichte des schweizerischen Protestantismus im 18. Jahrhundert (Tübingen 1923 bis 1925) begegnet, unter der «Vernünftigen Orthodoxie» eingereiht, die er am Schluß des 1. Bandes seines Werkes darstellt.

Als ein autobiographisches Zeugnis vom Ende des Jahrhunderts könnte bezeichnet werden die Bibliothek des erfolgreichen Kaufmanns und zeitweiligen helvetischen Regierungsstatthalters *J. J. Heussi* (1762—1831) in Bilten. Die Bücher geben dem Geiste namentlich deutscher Popularphilosophie bzw. Aufklärung Ausdruck <sup>16</sup>.

## 19. Jahrhundert

Die Glarner autobiographischen Schriften stammen von einer Reihe von «Ungelehrten» sowie von Pfarrern, Juristen und Ärzten, den Vertretern also all derjenigen akademischen Berufe, die auch damals in dem kleinen Gebirgskanton notwendig vertreten waren. Es war das Jahrhundert, während dessen nach dem Versiegen der großen systembildenden Philosophie seit dem Tode Hegels (1831) und Schellings (1854) die Einzelwissenschaften aller Art in gewaltigem Aufstieg begriffen waren. Die herkömmliche Wissenschaft der Rechte war in ihren besten damaligen schweizerischen Vertretern geprägt durch eine Synthese zwischen Historischer Rechtsschule und mehr rationalistischem Herkommen und leistete auf dem Gebiet der Gesetzgebung wie der Rechtslehre und der Rechtsgeschichte Bedeutendes. Die Mediziner aber, am Beginn des Jahrhunderts entweder noch in altem Herkommen befangen oder sich neuartig ganzheitlich-naturphilosophischer Haltung hingebend, wandten sich im Laufe des Jahrhunderts fast allgemein den streng naturwissenschaftlichen Methoden zu und erzielten damit geradezu umwälzende Erfolge. Auch Mediziner standen, abgesehen von ihrer alltäglichen Praxis, namentlich als Hygieniker im Dienste der Volksgemeinschaft, neben dem St. Galler Laurenz Sonderegger der ebenso bekannte Glarner F. Schuler, dem wir gleich

<sup>16</sup> Vgl. Eine Glarner Privatbibliothek in Bilten. Einführung und Bücherverzeichnis, in: Landesbibliothek Glarus. Zuwachsverzeichnis 5 für das Jahr 1966. Glarus 1967, S. 47—53.



begegnen werden. Wie aber konnten sich diesen sichtlich erfolgreichen Disziplinen, und namentlich den gewaltig aufblühenden, vielfach ganz materialistischen Naturwissenschaften gegenüber Glaube, Theologie und christliche Kirche noch halten? Eine gewisse Klärung, wenn auch immer neu in Frage gestellt, ist erst in unserem Jahrhundert erfolgt. Die Glarner Pfarrer, von denen wir in ihren autobiographischen Schriften Antwort auf solche Fragen suchen mögen, waren keine großen Theologen, aber immerhin meistens charaktervolle Männer und nicht unbedeutende Hirten ihrer Gemeinden, und zwei von ihnen wirkten weit über deren Marchen hinaus.

### *Zeugnisse «Ungelehrter»*

Wir sind glücklich, einige Zeugnisse von Volksmännern zu besitzen, Männern, die, ohne akademische Ausbildung genossen zu haben, an ihrem Orte für ihre Mitmenschen Bedeutesendes geleistet und auch selber sich irgendwann über sich zum Worte gemeldet haben.

Bereits in der Einleitung ist begründet worden, warum wir an dieser Stelle nicht näher auf das Auswanderungstagebuch (1845) des Spenglers *Matthias Dürst* (1813—1857) aus Diesbach eingehen können. Registriert sei es aber immerhin auch hier, in den Zusammenhängen, in die es gehört.

Nicht viele Leser unserer Jahrbücher nun aber dürften noch etwas wissen von der «Reise nach Norwegen» (vom 27. 6. bis 9. 8. 1856), die *J. J. Wild*<sup>17</sup>, Lehrer, im Jahre 1859 in Stäfa hat erscheinen lassen, ein enggedrucktes Büchlein von 97 Seiten. Wir wollen es mit zwei Worten vorstellen. Als Lehrer Wild seine Reise nach Norwegen antrat, offensichtlich von Konsul J. H. Wild in der norwegischen Stadt Christianssand eingeladen, der, einst sein Schüler, sein Freund geworden war, war er 45 Jahre alt und hatte bereits 25 Jahre unterrichtet. Sein Lieblingsfach war die Geographie. Seit seiner Verheiratung hatte er im Gegensatz zu

<sup>17</sup> J. J. Wild war kein Glarner (Mitlödner) Wild. Er dürfte identisch sein mit einem Lehrer Wild aus Brugg, der nach Gottfried Heer (Geschichte des höheren Schulwesens im Kanton Glarus, JHVG 20, 1883, 35) in den 1830er Jahren an die private, eben neugegründete Realschule (= Sekundarschule) in Schwanden berufen worden war. Wo Wild zur Zeit seiner Norwegerreise tätig war, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Daß die Glarner ihn zu den Ihren rechneten, mag auch daraus hervorgehen, daß seine Reisebeschreibung beim älteren Bestand der Glaronensia der LB Glarus eingereiht ist.

früher nicht mehr viel reisen können. Nun wurde ihm die größte Reise seines Lebens zuteil.

Er hat als gewissenhafter Mann sicher Reisehandbücher zu Rate gezogen, sonst könnte er nicht auf den Fuß genau angeben, wie hoch die Kirchtürme, die er sah, gewesen. Er hält aber auch sehr vieles fest, was nur er mit seinen offenen Augen, seinem warmen Herzen sehen konnte, auch Reisebekanntschaften sind verzeichnet, von denen in keinem Handbuch zu lesen ist. In Hamburg ließ er sich durch einen Lohnbedienten des Hotels, in dem er auf den Rat seines norwegischen Freundes abgestiegen war, durch die Stadt führen, und es stellte sich heraus, daß dieser Herr Müller seiner Zeit als Diener Alexander von Humboldts Südamerika durchreist hatte. Er konnte ihm, abgesehen davon, daß er Hamburg gut kannte, auch aus seinem früheren Leben viel erzählen. Wild achtete auf alles Mögliche, selbst Volkstrachten aus der Umgebung waren damals in Hamburg noch zu sehen. Er sieht den Hafen und sein Gewimmel usw. Aber er bemüht sich auch eine Stunde zur Stadt hinaus zur Armen-erziehungsanstalt des Dr. Wichern — Pfarrer G. Heer wird 40 Jahre später daran vorbeifahren — und läßt sich diese von einem jungen Lehrer genau zeigen. Er schließt diesen Passus mit der Bemerkung: «Ein Staat würde besser tun, mehr für Erziehung solcher unglücklicher Kinder zu verwenden, um weniger für Polizei und Zuchthäuser ausgeben zu müssen; ebenso sollte die Privatwohlthätigkeit ihre Kräfte mehr für innere Mission bestimmen und zuerst die Heidenkinder in unserer Umgebung zu Christen heranziehen, ehe sie an Asien und Afrika denkt». Wild erlebt einen Sonnenaufgang auf dem Meere, erfährt aber auch Seekrankheit und Heimweh, sieht den Norden, geleitet durch seine Gastfreunde, erst Wild, dann Blumer, die in Norwegen großen Unternehmen vorstehen, sehr lebendig, achtet auch auf Schul- und Kirchenverhältnisse, wobei sehr Interessantes von den norwegischen Wanderlehrern, die von Bauernhof zu Bauernhof ziehen, zu lesen ist. In Kopenhagen sieht Wild das Thorwaldsen Museum und gibt begeisterte Beschreibungen der einzelnen Werke, in Berlin ziehen ihn vor allem die ägyptischen Altertümer an.

In besonderer Weise muß den Glarner ein kleines Tagebuch aus den Jahren 1859/60 aufhorchen lassen. Es ist erstaunlich, mit welchem reifem Unterscheidungsvermögen der elfjährige Tagebuchschreiber kantonale und europäische Ereignisse verzeichnet. Persönliches ist in dieses Heft kaum eingegangen. Persönlich ist eben diese Unterscheidungskraft. Sein Verfasser ist *Eduard Blumer* (1848—1925), der künftige Industrielle, der jahr-

zehntelang als Landammann an der Spitze des Kantons Glarus stehen sollte<sup>18</sup>.

### *Pfarrer, Juristen, Ärzte*

Wir behandeln die Aufzeichnungen der «Gstudierten» in der herkömmlichen Reihenfolge der akademischen Fakultäten.

#### *Die Pfarrer*

An der Spitze der glarnerischen reformierten Geistlichen des 19. Jahrhunderts, die sich autobiographisch geäußert haben, steht der unglückliche *Andreas Tschudi* (1779—1812), der sich u. a. für ein besseres Schulwesen einsetzte, durch das der Arme — es ist die Zeit des glarnerischen Pauperismus, der jäh auf die wirtschaftliche Hochblüte des ausgehenden 18. Jahrhunderts gefolgt war, während der Andreas Tschudi als Pfarrer (in Mitlödi und in Bilten) zu wirken berufen war! — seine Fähigkeiten ausbilden und sich so selber helfen könne. A. Tschudi hat, wie der Rechtsanwalt C. Kubli, von dem wir gleich hören werden, keine hohe Schule besucht, sondern sich sein Rüstzeug, eine umfassende Bildung, offenbar «in der Lehre» bei einem seiner künftigen Amtsgenossen erworben. Sein Tagebuch umfaßt zeitlich nur ein starkes Jahr seines Lebens<sup>19</sup>.

*Johannes Ritter* (1813—1902) war während voller 45 Jahre, von 1845 bis 1890, Pfarrer von Schwanden, nachdem er vorher in Azmoos und in Linthal geamtet hatte. Er hat einen eingehenden Bericht über seine Jugend- und Studienzeit hinterlassen (S. 4—26), den eine Tochter in der ihm gewidmeten Erinnerungsschrift zur vollen Biographie abgerundet hat. Ritters Jugenderinnerungen — wir erfahren auch da nicht, wann sie geschrieben worden sind, vielleicht aber doch in diesem Falle am ehesten aus der Rückschau des Altersruhestandes — sind nicht so feurig-bewegt

<sup>18</sup> Vgl. auch Walter Blumer, *Geschichte der Familie Blumer*, Bern 1960, S. 60. — Wir widerstehen der Versuchung, an Hand der Reden, die Hans Trümpy (1926) herausgegeben hat, der Landsgemeindememorale und der Bettagsmandate mehr über die geistige Gestalt von Eduard Blumer herauszuholen. Hier drängt sich eine Gesamtdarstellung auf. Wir wollen ihr nicht vorgreifen. (Gruner, S. 347 f.)

<sup>19</sup> Das wenige, was wir über Andreas Tschudi ausgeführt haben, verdanken wir ganz den Nachforschungen von Dr. Christoph Brunner, der diese Pfarrersgestalt recht eigentlich neu entdeckt hat. Vgl. das kurze Referat über seinen bisher ungedruckten Vortrag vom 4. Dezember 1976 vor dem Historischen Verein des Kantons Glarus in den «Glarner Nachrichten» vom 16. Dezember 1976, in diesem Bande unten S. 128 f. Fragmente des Tagebuches von Andreas Tschudi von 1803/04 (Landesbibliothek Glarus N 115) sind in diesem Bande, S. 69 ff., von Christoph Brunner ediert.

wie diejenigen Beckers, die wir kennen lernen werden, aber es sind wohl diejenigen, die die reichsten kulturgeschichtlichen Details enthalten<sup>19a</sup>.

Ritter wurde in dem paritätischen Städtchen Altstädten (!) SG geboren und wuchs teils dort, teils bei einem Großvater in Dießenhofen auf. Den Ursprung seines Gottesverhältnisses führt er auf eine Großmutter zurück, die ihm die biblischen Geschichten lebendig erzählte. Sie stammte aus einer Zeit, «wo die Evangelischen im nachmaligen Kanton St. Gallen wohl wußten, daß sie sich ihrer evangelischen Freiheit nur damit erwehren können, wenn sie in den Häusern den Glauben pflegen. Es verging kein Tag ohne Morgen- und Abendsegen . . .». «Großmama hatte meine Gemütsbildung besonders in ihrer Hand, weil ich in ihrem Zimmer schlief; sie führte auch sonst das Regiment im Hause und sie war eine rechte Priesterin. Ich möchte jedem Kinde gönnen, daß es neben einer solchen seine ersten Jahre verleben könnte; es kommt eben unendlich viel auf die ersten religiösen Eindrücke an . . . Saß Großmama bei ihrem Gebetbuch, so wußten wir, daß sie mit Gott redete und hätten nicht gewagt, sie zu stören». Schmolck, Arndts «Wahres Christentum», Thomas a Kempis werden in solchem Zusammenhange genannt. «Außer dem Morgen- und Abendsegen las sie aber nur am Sonntag; werktags spann sie vom frühen Morgen bis in die Nacht». Ritters Schulbildung bei schlechten Schulmeistern war unordentlich, auch die Gymnasialbildung bei Dekan Benker in Dießenhofen nicht eben ordentlich. Ein Onkel fand, der Junge solle Pfarrer werden. «Er schilderte meinen Eltern, wie ein sorgloses Leben die Geistlichen haben; was ich bisher in den Pfarrhäusern gesehen, schien mir dieses zu bestätigen. Anderer Motive zu meinem Ja besinne ich mich nicht» (S. 12). Die Schulstunden bei dem Dekan konnten diesem Ziele nicht näher führen. «Ich besinne mich noch wohl», schreibt Ritter, «daß ich zu den Kameraden die Äußerung tat, als wir in der Physik eine Art Theorie der Entstehung der Welt hatten: ‚In der Kirche sagt der Herr Dekan, Gott habe die Welt geschaffen, hier tut er, wie wenn sie aus all diesen Gasen von selber geworden wäre.‘ Über diesen Zwiespalt half mir nichts hinweg als der jugendliche Leichtsinn, der sich aber auch in dieser Zeit aufs üppigste entwickelte und allerlei schlimme Früchte trug.» Bei diesem Dekan wurde er auch konfirmiert. «Seinen wissenschaftlichen Ernst und

<sup>19a</sup> Johannes Ritter hat auch einzelne Publikationen hinterlassen, so: Die leitenden Grundsätze bei Abfassung eines neuen Gesangbuches für die Kantone SG, GR, TG, GL . . ., St. Gallen 1858. Gellerts Leben und Wirken. Glarus 1870. J. C. Lavater als Menschen- und Vaterlandsfreund. Basel 1872. Abschiedswort an die Kirchgemeinde Schwanden, Schwanden 1890.

seine Tiefe» lernte er erst schätzen, als er nicht mehr sein Schüler war. «Wer weiß, ob wir frömmere geworden wären, wenn er uns mehr gepredigt hätte! Sein Ernst und seine Kenntnisse imponierten, und das ist auch eine Predigt.» — Die Universitäten (Basel, Berlin, Göttingen, Marburg) aber ließen vieles nachholen, was bisher versäumt worden war; zum Erfolg trug ein geradezu eiserner Fleiß viel bei. Auch in diesem Teil bemerke man das viele Zeitgeschichtliche, das mit einfließt. In Basel hatte Ritter den Mittagstisch bei einem Kaufmann, einem Verwandten des berühmten Kardinals Faesch. Ein späterer Glarner Kollege führte ihn etwa in das rein Praktische des Studienbetriebes ein. De Wette ließ ihn ähnlich erschrecken wie später Becker. Er zeichnete die Aufgabe der neutestamentlichen Einleitung «und in etwas pathetischer Weise, was sonst nicht gerade seine Art war, sprach er: ‚Der bleibe weg aus unseren Hörsälen, der es nicht ertragen kann zu hören, daß z. B. das Evangelium Mathäus nicht vom Apostel Mathäus geschrieben ist.‘ Das ging mir durch Mark und Bein. Ich hatte wohl schon allerlei Meinungen gehört, die mir ungläubig schienen, aber noch kein Wort des Zweifels an der mir freilich sehr wenig bekannten Heiligen Schrift . . . Feuerrot sah ich mich um, ob denn niemand hinausgehe, und als alle still saßen und schrieben, saß ich eben in Gottes Namen auch still und schrieb, dachte aber: Was will das noch werden?» Doch nach seinem eigenen Zeugnis wurde Ritter trotz alledem Fleiß, mit dem er in den unruhigen Jahren 1830/31 in Basel studierte, erst durch Schleiermacher und Steffens in Berlin wirklich Student. Ebenso viel wie die Lehrer boten dem empfänglichen jungen Mann die Museen wie die Kirchen mit ihren zum Teil berühmten Predigern, die er jeden Sonntag hörte. Erst in Göttingen aber, das er ursprünglich des Philosophen Herbart wegen aufgesucht hatte, wurde Ritter spezifischer Theologe. Und es waren fast mehr als die Lehrer (Lücke, Ewald, Julius Müller) die Kameraden, die dazu verhalfen, besonders K. von Raumer, «der mich von den philosophischen Studien auf das Ergreifen des Gegebenen hinlenkte». Mit ihm las er Pascals *Pensées*. Neben ihm wirkte auf ihn namentlich ein ernster, frommer Jurist, Spöndlin von Zürich, und ein jüngerer Theologe, Viëtor, von Bremen. In Göttingen lernte er, angeleitet durch Julius Müller, den Professor der Praktischen Theologie, auch predigen und setzte in Marburg, wohin Müller berufen wurde, diese Ausbildung fort.

Wir fahren weiter mit dem fast zwanzig Jahre jüngeren *Caspar Leberrecht Zwicky* (1820—1906), der einzelnen Lesern unter dem Dichter



Pseudonym Fr. Bergmann bekannt sein mag. Anlässlich des silbernen Amtsjubiläums in Obstalden anno 1889 trug er dem Pastoralverein Erinnerungen vor, die 1906, in seinem Todesjahre, gedruckt worden sind. Merkwürdige Erinnerungen sind es, in denen — diesen Eindruck kann man nicht loswerden — die Hauptsachen verschwiegen oder als bekannt vorausgesetzt sind. Denn für einen Pfarrer ist doch Glaube und Theologie die Hauptsache. Wie Zwicky, der nach seinem eigenen Geständnis schon als zwölfjähriger Knabe ein vollendeter Skeptiker war, zu seiner Theologie kam, ist höchstens angedeutet. Großen Eindruck machte ihm, das berichtet er immerhin, die Praktische Theologie des Theologen K. I. Nitzsch in Bonn, der seinerzeit schon B. G. Niebuhr viel zu sagen hatte. Sonst aber kann er von seinen Studien, die ihn von der Molliser Privatschule über das Pfarrhaus von Matt nach Schaffhausen, nach Zürich und von da nach Berlin und Bonn führten, wenig Erleuchtung vermelden: An manchen wichtigen Vorlesungen ging er vorbei, manche von ihm besuchte trafen nicht auf einen empfänglichen Hörer oder waren nicht gut. Vielleicht war er, als er die Betschwander Pfarrstelle, die er vier Jahre lang versehen hatte, aufgab, sozusagen gescheitert, zum mindesten war bei ihm, wie wir J. J. Blumers «Erinnerungen» entnehmen können, eine schwere gesundheitliche Krise eingetreten. Eine neunjährige seltsame Wanderschaft folgte, während der er endlich zum Pfarrer herangereift sein mag. «Der pastor emeritus», so lesen wir (S. 29), «wurde nun während neun Jahren Schulinspektor, Zeitungsschreiber, Landwirt, Vikar zu Kappel im Toggenburg und Romfahrer. Heimgekehrt aus der Urbs aeterna, der ewigen Stadt, wurde er Pfarrer von Kerenzen, wo er seit 25 Jahren niedergelassen ist.» So endet Zwickys Prosa, der offensichtlich findet, über die tiefsten Dinge sage man besser ein Wort zu wenig als eines zu viel. Von seinem Wirken auf Kerenzen erzählt er mit Bedacht nicht mehr <sup>19b</sup>.

<sup>19b</sup> Der Brief C. L. Zwickys an seine Eltern, geschrieben am 23. Oktober 1838 in Berlin, in dem der Briefschreiber von seiner Reise nach Berlin, auf der ein längerer Aufenthalt in München gemacht wurde, ausführlich berichtet sowie seinen Eltern einen Kostenvoranschlag für sein Berliner Semester unterbreitet (von Hans Thürer in den GN vom 14. 6. 1947 veröffentlicht) läßt darauf schließen, daß in Molliser Privatbesitz, schweigt doch das Repertorium der handschriftlichen Nachlässe in den Bibliotheken und Archiven der Schweiz, Bern 1967, darüber, bis heute ein Nachlaß, sei es C. L. Zwickys, sei es seiner Eltern erhalten sein dürfte, der über C. L. Zwicky noch etwas mehr aussagen könnte. Wir sind indes der Frage nicht nachgegangen, wollten wir doch in den vorliegenden Zusammenhängen nicht über das Autobiographische hinausgehen.



En passant aber enthalten diese Jugenderinnerungen manches nicht Uninteressante, namentlich die Begegnungen mit nachmals bedeutenden Studienkameraden wie J. J. Blumer, Alfred Escher und Friedrich von Tschudi, den Theologen Chr. J. Riggensbach und A. E. Biedermann, endlich mit Jacob Burckhardt<sup>20</sup>. Mit Oswald Heer war er schon in Matzingen zusammengetroffen, mit J. J. Blumer in Schaffhausen. Zwicky und Blumer gründeten zusammen eine Schülerzeitung, *Hermes* genannt — J. J. Blumer wird sie dereinst nicht der Erwähnung wert halten —, in die der junge Blumer *Historisches*, so eine in vielen Fortsetzungen erschienene Geschichte der Stadt Schaffhausen, niederlegte, Zwicky aber das «poetische Departement» hatte. Die dichterische Muse blieb zeitlebens seine Begleiterin. In Berlin machte der Theologiestudent Gedichte, die das große Wohlgefallen Jacob Burckhardts erweckten, in Zürich aber, wo er sie drucken lassen wollte, eine vernichtende Kritik erfahren<sup>21</sup>.

Verhaltenheit ist die Eigenart und, wenn man will, die Tugend C. L. Zwicky's. Weit unmittelbarer äußerte sich ein anderer Glarner Pfarrer, der nur um ein Jahr ältere *Bernhard Becker* (1819—1879). Auch seine Erinnerungen sind übrigens Jugenderinnerungen. Sie sind in den *Basler Nachrichten*, einer Zeitung, welche Becker viele Jahre lang mit Glarner Korrespondenzen bediente<sup>22</sup>, ein erstes Mal veröffentlicht worden. Die Zeit der Abfassung ist nicht bekannt; vielleicht wurden sie am ehesten schon beim Antritt der Linthaler Pfarrstelle niedergeschrieben.

Während Zwicky der Molliser «Aristokratie» — Zwicky selber bediente sich dieses Ausdrucks — angehörte, so war Becker der Sohn von Eltern, die, beide aus dem Kleinbauernstand hervorgegangen, durch Fabrizieren

<sup>20</sup> Vgl. Werner Kaegi, *Jacob Burckhardt. Eine Biographie*. Bd. 2, Basel 1950, S. 17 ff.

<sup>21</sup> Die Gedichte wurden viele Jahre später doch gedruckt: Fr. Bergmann, *Sang und Sage*. Aus der Ostschweiz. Zürich 1865. Dazu W. Kaegi, a. a. O., S. 18 und Anm. 47. Ferner: Fr. Bergmann, *Zwölf Rütlielieder*. Glarus 1870. Weder bei J. Nadler (*Literaturgeschichte der deutschen Schweiz*, Leipzig und Zürich 1932) noch bei E. Ermatinger (*Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz*. München 1933) findet sich Bergmann erwähnt.

<sup>22</sup> Neudrucke von Artikeln aus den «*Basler Nachrichten*» von Bernhard Becker: *Denkblätter von der Brandstätte zu Glarus*, in: «*Glarner Nachrichten*» vom 10. und 17. Mai 1941; *Bernhard Becker, Die Glarner Landsgemeinde 1861—1878. Berichte und Reflexionen*. Glarus 1952; *Glarus nach dem Brande*, in: «*Glarner Nachrichten*» vom 9. Mai 1961, auch separat als Broschüre unter dem Titel: *Glarus nach dem Brande. Sieben Briefe von B. B. Glarus* (1961).

und Handeln, durch das Betreiben einer Wirtschaft auch, die sie mit ein wenig Landwirtschaft verbanden, sich etwas emporgearbeitet hatten. Die Kinder hatten bei all dem tüchtig mitzuhelfen, namentlich das Vieh zu hüten, im Sommer zu heuen, im Winter die Äpfel zu erlesen und zum Dörren zu rüsten usw.

In Ennenda ging Becker schlecht und recht zur Schule, in Glarus folgte eine Fortsetzung. Dort empfang er auch Religionsunterricht, und allerlei Zweifel meldeten sich, die ihn so ängstigten, daß er sie für Eingebungen des Bösen hielt. Dann die Konfirmation. «Am Vorabend badete ich», schreibt er, «mich am ganzen Leibe, um durch diese äußerliche Reinigung das Abtun des ganzen alten Menschen zu bezeichnen. Ich wollte äußerlich und innerlich ein ganz neuer Mensch werden.» Schon diese eine Stelle mag anzudeuten vermögen, daß Becker bei allem Ungeordneten seines Lebensganges, von dem wir noch hören werden, bei allen zeitweisen Zweifeln, die ihn an den äußersten Rand theologischer Existenz führten, doch ein eigentlicher homo religiosus, eine anima naturaliter christiana war, daß das Numinose in seiner Natur das Zentrale war. Rufen wir denn hier in Erinnerung, daß er schon in früher Kindheit die Heilige Schrift las. «Einen alten Bibelschemel, der jahrelang verborgen war, zog ich wieder hervor, legte die Foliantenbibel mit den Holzschnitten drauf und hatte im Sinne, die Bibel ganz zu durchlesen. Die Geschichte vom Abel und seinem Opfer sprach mich so an, daß ich es ihm nachahmen wollte. Oberhalb unseres Hauses in einem Gute auf einem Stück Kartoffelland machte ich auf einem Stein ein Feuer, verbrannte Kartoffeln, Äpfel, Nüsse, gedörrtes Obst. Mit einem Kaninchen hatte ich das Nämliche im Sinn, schreckte aber vor dem Gedanken eines blutigen Opfers zurück. Daß ich andächtig betete, während der Opferrauch aufstieg, versteht sich von selbst» (S. 276).

Und: «Jenes Opferwesen und der vielfach genährte Wunsch, Einsiedler zu werden, um in ganzer, ungeteilter Stille mich der Kontemplation hingeben zu können, nahm auch später wieder seinen Ausdruck. Am hohen Feste und zumal in der heiligen Nacht vor dem Fest zog ich die Vorhänge meines Zimmers, bedeckte meinen Schreibpult mit einem roten Teppich, legte Gesang- und Gebetbücher, die Bibel, kleine Gemälde darauf, stellte Blumentöpfe hin und legte in die Mitte ein hölzernes Kreuz, das ich mir aus einem schwarzen Lineal gemacht hatte, warf mich vor diesen Altar, in ein weißes Leintuch gehüllt, auf die Knie und betete still und stumm zu Gott, in den ich mich ganz versenken, den ich, mit fest zugeschlossenen

Augen, sehen, ergreifen, haben wollte». Auf einer höheren Ebene sind das doch ganz ähnliche katholisierende Züge, wie wir sie bei dem merkwürdigen Jakob Stutz<sup>23</sup> beobachten können. Dieser Altar war nun aber nicht mehr in Ennetbühl, sondern in Chur zugewandt worden, wo Becke sich durch den Besuch der Kantonsschule auf das theologische Studium vorbereiten wollte. Aber noch sehr große und weite Umwege mußte zurückgelegt werden, bis es wirklich dazu kam. Von Chur ging er nämlich nach Aarau in die Gewerbeschule, um Zeichner oder Kolorist werden zu können, den man nach dem Urteil der Teilhaber im väterlichen Geschäft brauchte, an die Universität Zürich, um bei Bluntschli noch etwas Handelsrecht zu hören, und als er heimkommt, ist er zwar im Geschäft tätig, immer jedoch mit dem heimlichen Wunsch, ihm wieder zu entspringen. Noch manchen Umweg gab es bis zur endgültigen Berufswahl: den vorübergehenden Entschluß, Advokat zu werden, einen Frankreichaufenthalt bei entfernten Verwandten, schwere Krankheit dort, das Gelübde, wenn er am Leben bleibe, ganz Gott zu dienen, Heimkehr, Entschluß, Lehrer zu werden, und, als er keinen Platz im Seminar findet, nun endlich an der Universität Zürich vorbereitende Studien im Blick auf das Theologiestudium, das aber in Basel absolviert werden sollte. Auf die malerische Schilderung der Fußreise nach Basel und des Einzuges durch das St. Albantor in die «heilige Stadt», als welche Basel ihm vorkam, können wir nur eben hinweisen.

Das Studium, auch in Basel als ein Zweig moderner Wissenschaft betrieben, als kritische Wahrheitssuche, sollte den enthusiastischen jungen Mann nun aber noch schwer umtreiben. Namentlich De Wettes Unterricht schlug «wie ein Sturmwind an das Gebäude meiner früheren religiösen Anschauungen, so daß es dröhnte und krachte und vieles zusammenbrach. Es kam mir vor, wenn ich an meine früheren Zweifel dachte, die ich ängstlich mit einem Unser Vater vertreiben wollte: ‚Was man sich zu deuten still verbiete, das spreche *die* mit leichter Zunge kecklich aus.‘ – Indessen ließ ich getrost bald hier, bald dort ein Stück fallen, in der Gewißheit, daß ich auf geläutertem Grunde nur um so sicherer wieder aufbauen werde, ja, daß mir der Grund und die Hauptsache gar nicht genommen werden könne. So viel wurde mir klar, daß man den Theologen auf die Schule mitbringen müsse.»

<sup>23</sup> Jakob Stutz, Sieben Mal sieben Jahre aus meinem Leben. Pfäffikon 1853. Neue Ausgabe von Aug. Steiger, Pfäffikon 1927, fernere Ausgabe: Winterthur 1960.

Becker studierte fleißig, nahm aber, ebenso wie C. L. Zwicky, auch lebhaft am Zofingerverein teil, gab Privatunterricht, predigte 1845 den Glarner Auswanderern<sup>24</sup>. Am Palmsonntag 1846 hielt er in MuttENZ die erste richtige Predigt: «Ein tausendmal wiederholtes ‚Gott sei Lob, Preis und Dank gesagt!‘ war alles, was ich nach der Predigt, die ich glücklich bis zu Ende vorgetragen, in meinem Innern empfand. Es war dies einer der glücklichsten Tage meines ganzen Lebens.» Am 3. Dezember 1846 machte er das Examen und wurde nach einer Probepredigt vom Antistes<sup>25</sup> ordiniert. Anfang Januar predigte er zum ersten Male in seiner Heimatgemeinde. Nun kam noch die Abrundung der Studien im Ausland, wovon im Grunde noch sehr viel zu berichten wäre. Wir erwähnen nur die Erwerbung des Grades eines Doctor philosophiae in Heidelberg, was damals noch ohne Dissertation möglich war, die Versuchung, sich ganz der heiligen Wissenschaft zu widmen und die akademische Laufbahn einzuschlagen, den Aufenthalt in Paris. Doch am 24. September 1848 wählte ihn die Gemeinde Linthal zu ihrem Pfarrer. Seine Antrittspredigt hielt er über das Wort: «Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heiliges Land»<sup>26</sup>.

Beckers weiteres Wirken ist einigermaßen bekannt. In seinen Jugenderinnerungen spricht er davon naturgemäß nicht. Er war einer der Begründer der glarnerischen Sozialpolitik, war mit Landammann Dr. J. Heer befreundet, in dessen großem Haus ein Zimmer «s Pfarrers Zimmer» zu benannt gewesen sein soll<sup>27</sup>, in dem er, von auswärts kommend, absteigen konnte, wenn Linthal am gleichen Abend nicht mehr zu erreichen war, wie auch mit dem Basler Ratsherrn K. Sarasin, dem Seidenfabrikanten und patriarchalischen Sozialpolitiker.

<sup>24</sup> In M. Dürsts Auswanderungstagebuch ist von dieser Predigt nicht die Rede, wohl aber ist Becker erwähnt in: Der glarnerische Auswanderungsverein und die Kolonie Neu-Glarus. Hauptbericht des Auswanderungs-Comité. Glarus 1847, S. 42, wo aber nur zu lesen steht, stud. theol. Becker aus Ennenda «leistete ihnen (d. h. den Auswanderern) liebevolle Hülfe und suchte insbesondere zu einem gegenseitigen bessern Verständnisse aufzumuntern».

<sup>25</sup> Antistes war bis tief ins 19. Jahrhundert hinein der Titel des ranghöchsten Geistlichen, meist des Münsterpfarrers, in den schweizerischen reformierten Städtorten.

<sup>26</sup> Jos. 5, 15.

<sup>27</sup> Nach einer mündlichen Information, die ich Frau Amalie Mercier-Jenny († 1952) verdanke.

*Gottfried Heer* (1843—1921) wirkte nach Studien in Basel, Zürich und Tübingen von 1866 bis 1906 als Pfarrer von Betschwanden<sup>28</sup>. Er ist der älteren Generation noch bekannt als Geschichtsschreiber seines Heimatkantons, als Verfasser einer kantonalen Schul- und einer Kirchengeschichte, beide in vielen Fortsetzungen als Vorträge gehalten und als Zeitungsfeuilletons veröffentlicht, der Biographien von Professor Oswald Heer und von Landammann Dr. J. Heer und zahlreicher weiterer Schriften, auch naturkundlicher Art, als Propagator auch von vielen gemeinnützigen Einrichtungen, namentlich von Krankenkassen, sowie als Initiator für die Begründung des Lungensanatoriums Braunwald. Von 1906 bis 1914 wurde er geradezu als Kranken- und Unfallversicherungsspezialist in den Ständerat abgeordnet. Heer blieb unverheiratet. Er ist in seinen Ferien viel und weit gereist, und vielfach hat er auch seine Reisebeschreibungen und Reisebriefe veröffentlicht. Schon unter unserem Blickwinkel wahrlich nicht umsonst! Eine Autobiographie hat er nicht verfaßt, aber in diesen Reiseberichten läßt er blitzartig — denn es steht gewiß auch viel Beiläufiges und recht Vergängliches in diesen Heften — tief in seine Seele blicken. Es lohnt sich, nach so vielen Jahren einen Blick hineinzuwerfen. Heer ist um eine Generation jünger als J. J. Wild, der uns oben begegnet ist. Deutschland und Italien haben sich mittlerweile geeint. Aber was er in diesen beiden Ländern — schon 1876 war er in Venedig und Rom — sieht und notiert, gehört doch auch schon wieder einer tiefen Vergangenheit an. In Frankreich scheint Heer nicht gewesen zu sein, — auch das wohl bezeichnend für die damalige politische und kulturelle Lage der Schweiz.

Heer ist auch in der weiten Ferne der *Glarner*, der er nun einmal ist, und überlegt etwa in der Peterskirche zu Rom, daß die Kirche von Matt, würde man sie samt ihrem Turm in den Dom hineinstellen, sich in demselben wie eine bescheidene Kapelle «geberden würde». Oder er findet das Forum erstaunlich klein als Versammlungsplatz, wenn er sich den verhältnismäßig viel größeren Glarner Zunftplatz vergegenwärtigt. Und

<sup>28</sup> Lebensdaten und Bibliographie (Auswahl) findet man heute am bequemsten bei Gruner, S. 350 f. (die vollständige, oder doch annähernd vollständige Bibliographie bietet der Zettelkatalog der LB Glarus); vgl. auch e. v., Schweizerische Kirchengeschichtsschreibung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, eine bisher ungedruckte Arbeit, die auf der LB Glarus aufliegt. Sie enthält auch Ausführungen über G. Heers Glarner Kirchengeschichte.

er ist der *Pfarrer*. Im Kolosseum wird ihm im Gedanken an die Gladiatorenkämpfe, Tierhetzen usw. unheimlich, und beinahe kommt sein «angeborener Optimismus» ins Wanken und — bleibt doch Meister. Langsam, «für unsere menschliche Zeitrechnung schrecklich langsam, schreitet», so glaubt ihn historische Reflexion doch auch hier sagen zu lassen, «die Menschheit doch vorwärts». In den Katakomben aber empfand er recht lebendig «die Hoheit und Kraft des lebendigen Christenglaubens», und er schreckt, obwohl er mit den besten Empfehlungen versehen ist, im letzten Moment davor zurück, Papst Pius IX. seine Aufwartung zu machen (Rom, S. 49). In Deutschland, wohin er im Jahre 1890 zu einer Konferenz, die die weitere Verbreitung der «Glarnerbibel» betraf, gereist war, ging er u. a. den Spuren Luthers und Bachs nach und interessierte sich ganz besonders für das Verhältnis der beiden evangelischen Konfessionen zu einander. In einer thüringischen kleinen Stadt, in der ein Tübinger Kommilitone Heers amtierte, durfte er an einem Sonntag predigen, während jener den Altardienst versah. Oder er besuchte am gleichen Sonntag in Bremen drei Gottesdienste. Und das Fazit: «Alle drei Prediger, die ich heute gehört, haben ihre Sache besser gemacht, als ich an meinem Teile es kann, aber so deutlich ich das fühlte, so schwer möchte es für mich sein, das, was sie mir voraus haben, von ihnen zu lernen, denn, das fühle ich gerade, indem ich die Vorzüge der gehörten Predigten erwäge, unsere Tugenden und Untugenden sind gar sehr mit unserer Natur verflochten, und ein jeder hat seine *Gaben*, die eben Gaben sind, die ein Anderer, so sehr er sie sich wünscht, sich nicht selbst nehmen kann . . . Immerhin will ich hoffen, daß alle drei Predigten für mich nicht ganz umsonst gewesen seien» (Reiseerinnerungen 1890, S. 51 f.).

Auch dem *sozialpolitisch Interessierten* begegnen wir dann und wann. Heben wir nur zwei Stellen heraus! In Hamburg hat Heer über den Bädeler hinaus «düstere, schmutzige, fast unheimliche Gassen» aufgefunden . . ., «Gassen, in denen Armut und sittliche Verkommenheit Hand in Hand miteinander gehen! Auch das Dasein — und die relative Berechtigung — der Sozialdemokratie begreift, wer diese dumpfen, düstern Gassen und die lichtüberfluteten Räume des Alsterbassins miteinander vergleicht» (Nach Hamburg, S. 23 f.).

Und hier, wie sechzehn Jahre später, in seinen «Reisebriefen aus dem Norden», kommt Heer mehrmals auf Grund mündlicher Erkundigung auf den erfolgreichen Kampf gegen den Alkoholismus in Schweden zu sprechen.



Oder der Naturkundige: Überall beobachtet Heer Übereinstimmung bzw. Abweichung der Floren von derjenigen seiner Heimat. Für Glarus aber schwebt ihm «seit langem als Ideal auch ein Naturalienkabinett oder Museum vor Augen» mit einem Saal, der «ganz und ausschließlich für die heimatliche glarnerische Natur bestimmt» wäre (Pflanzen, Tiere und Steine), «in solcher Vollständigkeit und auch in so charakteristischen, schönen Exemplaren, als nur immer möglich, so daß hier Fremde wie Einheimische wirklich ein lebensvolles Bild der glarnerischen Fauna und Flora wie des glarnerischen Gebirgsbaus vor Augen hätten». Für Skandinavien sah er jetzt solches durch das Stockholmer Skansen-Museum in großartigster, glänzendster Weise geleistet (Nach Hamburg . . . , 1895, S. 59).

Vieles, sehr vieles würde sich den verschiedenen Reiseerinnerungen Heers noch entnehmen lassen, indes möge das Herausgehobene genügen. Wir wollen nur noch unterstreichen, was sich schon aus dem Schriftenverzeichnis am Schlusse unserer Ausführungen ergibt, daß G. Heer, wie seine vielen Früchte, die in der Stille der Studierstube reiften, so auch die Ergebnisse seiner Reisen immer wieder in den Dienst der Erwachsenenbildung — diese Bezeichnung existierte natürlich zu seiner Zeit noch nicht! — gestellt hat, indem er im Groß- und im Kleintal, in dem und in jenem Rahmen, in den späteren Jahren auch im Sanatorium Braunwald, Vorträge gehalten und diese nachher durch das Mittel des Zeitungsfeuilletons publiziert hat. Es war eine besinnlichere Zeit, die individuellen und örtlichen Bedürfnissen besser zu genügen vermochte, als man noch nicht über die heutigen Kommunikationsmittel verfügte.

Gottfried Heer mag dem einen oder andern durch seine vielen kleinen Schriften schon etwa den Eindruck des emsigen Kleinmeisters gemacht haben. Wir haben gesehen, daß der Umfang der Schriften in der überwiegenden Zahl der Fälle dadurch bedingt ist, daß sie als — abendfüllende — Vorträge konzipiert waren. Aber auch sonst stimmt es mit solchem Eindruck nicht recht. Er hat Züge, die solche Charakterisierung weit hinter sich lassen. Ich sehe sie namentlich in den großartigen Seiten, die der Wiedergabe seiner Eindrücke von Michelangelo und von Raffael gewidmet sind (Rom, S. 43 ff. und besonders S. 47 ff.).

#### *Juristen*

*Caspar Kubli* lebte von 1805—1879. Sein Vater starb schon 1813 als Spitalarzt in Basel am Nervenfieber. Kubli wurde nun durch seinen Groß-

vater erzogen, der im alten Glarus Landschreiber gewesen, beim Umsturz auf der Seite der Neuerer gestanden, sich Anfechtung zugezogen hatte und in der zweiten Lebenshälfte im Kanton St. Gallen lebte, wo er bis zum Regierungsrat aufstieg. Caspar Kubli konnte in St. Gallen das Gymnasium absolvieren, hätte Pfarrer werden sollen — die abschließenden Studien waren noch damals in St. Gallen möglich! — und konnte diese Lebensbahn doch nicht mit seinen Überzeugungen vereinbaren. Zu einem juristischen Studium aber reichten die Mittel nicht. So schlug er in einer Zeit, da die Studien und Prüfungen noch nicht so rigoros geordnet waren, den Weg der Praxis ein, machte eine gründliche Lehre bei einem angesehenen St. Galler Anwalt, vertiefte sich an den Abenden in die Rechtslehre, ging zur weiteren Ausbildung noch ein Jahr nach Lausanne und war von 1830 bis 1859 als Rechtsanwalt in seiner glarnerischen Heimat tätig, obwohl sein früherer Prinzipal bereit gewesen wäre, ihn als Associé in sein Bureau aufzunehmen. Nach etwas harzigen Anfängen erwarb er sich durch die Art seiner Prozeßführung binnen eines Jahres das allgemeine Vertrauen und behielt dieses unausgesetzt, bis er die Anwaltspraxis aufgab. Auf Ersuchen namhafter Männer übernahm er schon gleich anno 30 die Redaktion des «Öffentlichen Anzeigers» (bald «Glarner Zeitung» geheißen) und versah diese mit Mut und Besonnenheit bis zum Jahre 1844, in welchem sie Verhörrichter Staub übernahm. Namentlich machte Kubli schon gleich in den Anfängen seiner Redaktionstätigkeit «auf die Gebrechen unserer Verfassung und die Mängel unserer Gesetzgebung und des Gerichtsverfahrens aufmerksam», erfuhr Anfeindung, bald aber auch Unterstützung, namentlich durch Zeugherr D. Schindler. Er schreibt sich in seiner Autobiographie ein namhaftes Verdienst an der Wiederherstellung der Einheit des Kantons zu und kann mit interessanten Einzelheiten aus den Jahren 1836/37 aufwarten. Vielfach war er nebenher auch als Korrespondent des sanktgallischen «Erzählers» und der NZZ tätig. Und nun kam er auch zu behördlichem Ansehen. 1837 zum Landrat gewählt, wurde er 1851 Ratsherr, 1859 Mitglied der Standeskommission und 1865 Civilgerichtspräsident, welche Stelle er auch nach Aufgabe aller übrigen noch beibehielt, weil er sich ihr am engsten verbunden fühlte, lehnte aber bei J. J. Blumers Wahl zum ständigen Bundesrichter die ihm angebotene Kandidatur für das Amt des Appellationsgerichtspräsidenten entschieden ab. Bei der Niederschrift seiner Aufzeichnungen am 1. August 1871 — er fügte ihnen 1875 und 1878 noch kurze Nachträge bei — konnte er sich sagen, er habe seine Zeit und Kraft im Ganzen gut verwendet.

Wir kommen zu *Johann Jakob Blumer* (1819—1875). Dieser schrieb in seinem 50. Jahre, im Jahre 1869 also, «Erinnerungen aus meinem Leben», die sich im Original und in einer wohl fast gleichzeitigen, ziemlich genauen Abschrift in Glarner Privatbesitz erhalten haben. Seinem Schwager, Joachim Heer, dienten diese «Erinnerungen», verbunden mit eigenen Reminiszenzen, dazu, das Lebensbild des früh Verblichenen, des Gründers übrigens des Historischen Vereins, zu zeichnen, das im 14. Jahrbuch dieses Vereins (1877) im Druck erschienen ist, mit einer Wärme der Empfindung, die bei dem Freunde nur sehr gedämpft zum Ausdruck kommt. In unsern Zusammenhängen wollen wir Heers Lebensbild möglichst beiseite lassen und nur Blumers Manuskript in Betracht ziehen <sup>29</sup>.

Blumers «Erinnerungen» lassen einen Mann vor uns erstehen, der gleichzeitig eine kantonale Gerichtspräsidentenstelle, Sitze im Ständerat und im Bundesgericht — das Bundesgericht war ja bis 1874 nicht eine ständige Behörde, der sich ihre Mitglieder mit Ausschließlichkeit, ohne ein anderes Amt zu bekleiden, widmen mußten —, welche beiden Behörden er mehrmals präsiidierte, einen einflußreichen Platz im Landrat seines Heimatkantons innehat, neben welchen Betätigungen bis 1864 die Besorgung des Landesarchivs, von 1851—54 die Redaktion der «Glarner Zeitung», später das Gemeindepräsidium — die Sphäre der Gemeindeverwaltung also lernte er zuletzt kennen — nebenherlaufen. Wie neben so ausgedehnter Betätigung im Dienste des Gemeinwesens in Gemeinde, Kanton und Bund auch noch intensive wissenschaftliche Arbeit und Gestaltung Platz fanden, ist beinahe ein Rätsel. Neben zahlreichen Aufsätzen ist zu denken namentlich an seinen großen Anteil am Glarner Bande des «Gemälde der Schweiz», seine «Rechtsgeschichte der schweizerischen Demokratien», die er mit viel innerem Anteil aus den Urkunden und Akten zahlreicher Archive erarbeitete, und an sein Bundesstaatsrecht, Arbeiten, die nebenbei auch sein Ansehen als eines juristisch gelehrten Parlamentariers und Richters vermehrten. Endlich ist auch noch die Urkundensammlung zu erwähnen, die er seiner Heimat schenkte <sup>30</sup>. Wie ist, so fragen wir uns, Blumer all das geworden? Schon Joachim Heer hatte besonders stark berücksichtigt, was in den «Erinnerungen» über die Ausbildung Blumers zu lesen ist. Denn Heer schien es keine unnötige Sache zu sein,

<sup>29</sup> Vgl. E. Gruner, a. a. O., S. 348 f. Seither: Ernst Zweifel, *Johann Jakob Blumer und das Glarnerische Bürgerliche Gesetzbuch* (= Zürcher Beiträge zur Rechtswissenschaft NF 266), Zürich 1966.

<sup>30</sup> Alle nötigen bibliographischen Angaben finden sich bei Gruner, a. a. O.

«der Welt und insbesondere dem jüngeren Geschlechte an einem lebendigen Vorbilde zu zeigen, wie die Jugend eines Mannes beschaffen sein muß, um die großen Hoffnungen in Tat und Wahrheit in Erfüllung gehen zu lassen, die ja an das Dasein jedes begabten Knaben sich zu knüpfen pflegen, und deren leider so viele, aus diesen oder jenen Gründen, unerfüllt bleiben» (JHVG 14, S. 2). Blumer lernte schon mit vier Jahren lesen und schreiben und besuchte seit seinem siebenten Jahre eine Privatschule, eine Maßnahme seiner Eltern, die er von der Warte des reifen Mannesalters kritisieren mußte. «Ich betrachtete», schreibt er, «diesen Umstand nicht als vorteilhaft für meine Entwicklung, weil ich auf diese Weise meine Altersgenossen aus den untern Ständen nicht kennen lernte und mich dadurch dem Volke entfremdete. Daher kam es, daß, als ich später von der Universität nach Hause zurückkehrte, mir an dem Gebahren unseres Volkes so manches höchlich mißfiel und mich verstimmte, was mich, hätte ich dessen Eigenart besser gekannt, wenigstens eher begriffen und entschuldigt hätte» (Bg. 1, S. 4, vgl. Heer, S. 4). Eingehend erzählt er nun von seiner Schulzeit in Glarus und in Schaffhausen. Er war von früh auf ein großer Leser, namentlich auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte. Das juristische Studium absolvierte er in Zürich, Bonn, Berlin und nochmals in Zürich. Er studierte bei J. C. Bluntschli, der aber, besonders in Blumers späteren Semestern, infolge seines starken politischen Engagements seinen Vorlesungen nicht mehr ihr volles Recht angedeihen ließ, sowie bei dessen politischen Widersacher F. L. Keller. Mächtig imponierte Blumer Bluntschlis gerade damals erscheinende Zürcher Rechtsgeschichte; ihr Entsprechendes gedachte schon der junge Student dereinst für seine Heimat zu leisten. Viel war dem Privatfleiß und studentischen Zirkeln mit Vortrag und Diskussion überlassen. In Zürich las er so auch Niebuhrs Römische Geschichte<sup>31</sup>, «welche mir die nüchterne kritische Methode vor Augen führte, im Gegensatz zu Johannes von Müller, für den ich sonst geschwärmt hatte» (Bg. 3, S. 1).

Über die Einsichten, die er in Bonn gewann, hat bereits Heer berichtet. In Berlin imponierten ihm mächtig F. C. von Savigny, der Begründer der

<sup>31</sup> Gewiß in der 2. Bearbeitung des Werkes, von der Band I 1827, Band II 1830 erstmals erschienen waren. Band III erschien 1832 postum. — Für zahllose seiner Generation hatte Niebuhr die Funktion, von der Blumer berichtet. Wie seine kritische Nüchternheit sich im Lichte der seitherigen Wissenschaftsgeschichte ausnimmt, darüber siehe Alfred Heuß, Niebuhr und Mommsen, in: Antike und Abendland, Bd. XIV, 1—8 (1968).

Historischen Rechtsschule, und der Historiker Leopold Ranke. Auch während dieser Auslandssemester ging nebenher intensives Selbststudium.

Einmal mehr machen wir bei der autobiographischen Schilderung dieses Bildungsganges die Beobachtung, daß — damals noch — Maturität und Abschlußexamen fehlten. Man ging an die Unversität, wenn man sich selbst dazu reif fühlte, sofern nicht, wie z. B. in Luzern und Solothurn, ein ganz bestimmter in sich geschlossener Bildungsweg (Gymnasium und abschließendes philosophisches Lyceum) zu diesem Ziele führte, ebenso trat man vielfach einfach dann in die Praxis über, wenn man genug studiert zu haben glaubte oder wenn einem die Mittel ausgingen. Manchenorts gab es immerhin ein Staatsexamen, in Glarus wohl für die Medizin, nicht aber für die Jurisprudenz. Der um sechs Jahre jüngere Joachim Heer allerdings hat sich dann den Doktorgrad erworben, auf den er zeitlebens stolz war. Und noch etwas: Nach einem fünfwöchigen Militärdienst konnte man damals in Glarus Leutnant sein. Blumers glarnerischer Studienfreund fürs Leben war der uns bereits bekannte Caspar Leberecht Zwicky, sein zürcherischer der nachmals weitbekannte Alfred Escher.

Wir versuchen, einiges hervorzuheben. Gleich zunächst einen von Blumer mutig und prinzipiengetreu durchgestandenen *Konflikt zwischen Freundschaft und Politik*, dann ein par weitere Stellen, an denen sich Blumers Individualität kraftvoll zeigt. Bei dem zunächst genannten Punkte geht es um die erste Wiederwahl des Nationalrates seit der Begründung des Bundesstaates, eine Stelle, die natürlicherweise in Heers Lebensbild keine Aufnahme gefunden hat. Blumer fiel damals die peinliche Aufgabe zu, durch die Tat zu zeigen, daß ihm das politisch Richtige, wie er es verstand, höher stand als Freundschafts- und Verwandtschaftsrücksichten. Solche Sachlichkeit kann aber tiefer begründeten Freundschaften auf die Dauer nichts anhaben.

«Ende Oktobers» (1851), schreibt Blumer, «sollte die erste Erneuerungswahl des Nationalrathes stattfinden, und zwar traf es nun unserm Kanton zwei Mitglieder, da sich bei der letzten Volkszählung ergeben hatte, daß wir mehr als 30 000 Seelen hätten. Von konservativer Seite wurde mein Schwager Heer, seit der letzten Landsgemeinde Mitglied der Standeskommission, portiert. Da ich bei Übernahme der ‚Glarner Zeitung‘ versichert hatte, sie sollte unter meiner Leitung, bei gemässigter Haltung, ein grundsätzlich liberales Blatt bleiben, so konnte ich nicht anders als gegen diese Kandidatur mich aussprechen. Mein Schwager hatte nämlich 1847 gegen die damaligen Tagsatzungsinstruktionen gestimmt und seither nie ent-



schieden als Freund der neuen Bundeseinrichtungen sich bekannt, vielmehr im Privatgespräch, theilweise vielleicht ein wenig aus Oppositionsgeist, immer sehr konservative Ansichten geäußert. Seitdem er nun wirklich in der Bundesversammlung ist, hat er daselbst freilich im Großen und Ganzen so ziemlich die nämliche Haltung wie ich eingenommen und wir haben uns überhaupt seither einander immer mehr genähert; aber in den Jahren 1847—1851 gingen wir in den vielen grundsätzlichen Diskussionen, die wir miteinander hatten, noch sehr weit auseinander. Das Bewußtsein dieser Differenzen allein und der Wunsch, daß Glarus im Nationalrathe seine bisherige politische Haltung bewahren möchte, bewogen mich, einen Kampf aufzunehmen, der mir mit Rücksicht auf die bestehenden verwandtschaftlichen Verhältnisse, sowie auf den Charakter und die Intelligenz des vorgeschlagenen Kandidaten außerordentlich schwer fallen und mir innerhalb wie außerhalb der Familie manches Unangenehme bereiten mußte. Von Neid und Eifersucht gegen die Popularität meines Schwagers, wie sie mir nachher hat zur Last gelegt werden wollen, wußte ich mich vollkommen frei; die folgende Zeit hat bewiesen, daß wir beide nebeneinander Raum hatten. An der Landsgemeinde wurde der Wahlkampf in der Weise geführt, daß sowohl mein Schwager als auch Ratsherr Kubli,<sup>32</sup> der Kandidat der Liberalen, ablehnten und hierauf Hr. Präsident Dr. Trümpi gewählt wurde». (Bg. 22, 3—Bg. 23, 1).

Die fast statistische Trockenheit, die auf weite Strecken hin für diese Autobiographie charakteristisch ist, wußte J. J. Blumer dann zu durch-

<sup>32</sup> Es handelt sich um Caspar Kubli, der uns bereits in seiner Autobiographie begegnet ist. Der Nekrolog der NGZ Nr. 121 vom 14. 10. 1879 hebt einen Umstand hervor, der in der Autobiographie nicht zum Ausdruck kommt: «Wiederholt als Kandidat in den Nationalrat vorgeschlagen, schlug der Verstorbene eine Wahl, die ihm gesichert gewesen wäre, stets aus, es vorziehend, dem engern Gemeinwesen seine Kräfte zu leihen, wenn sie auch weniger glänzen mochten.» Und nun vgl. man GZ Nr. 87 vom 29. 10. 1851: «Die Landsgemeinde vom 26. Oktober»: ... «In der Folge der vorangegangenen Zeitungspolemik über Persönlichkeiten entspann sich ... eine lange und bewegte Verhandlung, die als eine ungewohnte Erscheinung für den Kanton bezeichnet werden muß.» Die ganze Wahlverhandlung ist in dem Artikel ausführlich wiedergegeben. Zu Dr. med. Johannes Trümpy-Becker (1798—1861) siehe Gruner, S. 357. Auf ihn folgte sechs Jahre später Dr. Joachim Heer (Gruner, S. 351 f.). Im Nachlaß Dr. J. Heer finden sich aus den Jahren 1851 und 1878 mehrere Schreiben, an einen glarnerischen Promotor seiner 1851er Nationalratskandidatur das eine, an Prof. G. König in Bern die zwei andern, die von großer Selbstkritik und Selbsterkenntnis zeugen und für Heers Wesen aufschlußreich sind. (Briefe an Ratsherrn P. Jenny in Schwanden vom 13. 10. 1851, an Prof. König vom 10. 12. und 12. [19. ? ] 12. 1878).

brechen, wenn ihm bestimmte Lebenssituationen oder allgemeine Konstellationen ein gewisses Ausholen in die Weite nahelegten.

*Politik und Wissenschaft:* «Ich selbst hatte, wenn ich mit den sachlichen Erfolgen meines Wirkens im Kanton unzufrieden war, immer wieder in meinen wissenschaftlichen Beschäftigungen Trost gefunden, aber ich wußte aus meinen Erfahrungen nur zu gut, daß es nur wenige giebt, welche fortwährend an dieser Quelle Beruhigung schöpfen können». (Bg. 31, S. 2).

*Wissenschaft und Philosophie:* «Wenn man bedenkt, wieviele minutiöse und zeitraubende Arbeiten meine Rechtsgeschichte erforderte, während die weitem Ausblicke, die sie gewährte, doch nicht sehr zahlreich waren, so wird man begreifen, daß ich gerne die Feder niederlegte und keine Lust hatte, die Rechtsgeschichte der demokratischen Kantone von dem Untergang der alten Eidgenossenschaft bis auf die Gegenwart fortzuführen». (Bg. 30, S. 3).

Hier spüren wir dasselbe metaphysische Bedürfnis wie bei Ph. A. von Segesser, aber, wohl ganz wesentlich im Zusammenhange mit der andersartigen grundlegenden Ausbildung, die innere Unmöglichkeit, ihm Genüge zu tun. Denn am Stoffe kann es kaum gelegen haben. Die Mannigfaltigkeit in der Ähnlichkeit der sechs Gemeinwesen, deren Recht Blumer darstellte, hätte doch gewiß an und für sich eben so weite Ausblicke gewähren können wie das kleine Luzern mit seiner Landschaft.

*Öffentliche Vorträge:* «Durch die Bemühungen von Pfarrer Bernhard Freuler war auch in Glarus das Institut der öffentlichen wissenschaftlichen Vorträge eingeführt, welche seit einem oder zwei Jahrzehnten allenthalben so beliebt geworden waren». Blumer selber sprach anfangs Februar 1868 vor einem gedrängt vollen Gemeindehaussaale über die älteste Geschichte des Landes Glarus (bis 1415). (Bg. 44, S. 3). Vor einem gedrängt vollen Saale! Daran ließen sich mannigfache Betrachtungen knüpfen!

*Deutsch und Welsch 1848:* «Die Wahl von Frascini erfolgte vorzüglich aus dem Grunde, weil bei den damaligen Constellationen, die den Nationalitätenschwindel[!] allenthalben in Europa geweckt und daher auch in der Schweiz den Gegensatz von ‚deutsch‘ und ‚romanisch‘, den man früher beinahe gar nicht empfand, in den Vordergrund gedrängt hatte, die Welschen sehr entschieden mindestens zwei Mitglieder im Bundesrathe verlangten; durch die Wahl eines Tessiners aber erhielt nicht bloß die romanische, sondern auch die katholische Schweiz ein zweites Mitglied». (Bg. 19, S. 4).

*Zum deutsch-österreichischen Krieg von 1866* (Bg. 42, S. 1): «... so erfolgten nun die entscheidenden Schlachten während meines Aufenthaltes in Bern, Ende Juni und Anfangs Juli 1866. In den eidgenössischen Räten waren die Sympathien außerordentlich geteilt, da Preußen, wenn auch jedenfalls aufgeklärter und lebenskräftiger als Österreich, doch aus wichtigen Gründen den Krieg angefangen und Bismarck sich bis dahin eigentlich nur durch seine beharrliche Befehdung des Parlamentarismus ausgezeichnet hatte. Am vorherrschendsten wurde in Bern die Hoffnung ausgesprochen, es werden die beiden Mächte durch den Krieg sich gegenseitig schwächen und infolge hievon für uns ungefährlich werden, — eine Hoffnung, die freilich mit Bezug auf Preußen keineswegs in Erfüllung ging. Die überraschenden Erfolge der preußischen Waffen hatten in der Bundesversammlung die Nachwirkung, daß einstimmig die Einführung von Hinterladungsgewehren beschlossen wurde». Man erinnert sich vielleicht des Briefes von Joachim Heer<sup>33</sup>, in dem er die Folgen schildert, die Königgrätz auf die Herren Nationalräte hatte: einer nach dem andern ging mit seinen Sympathien in das Lager des Stärkeren über!

Doch wir müssen abbrechen!

Vielleicht wird man sich später doch einmal entschließen, im Einvernehmen mit den Eigentümern des Manuskriptes die «Erinnerungen» als solche in ihrem vollen Wortlaut — abgesehen von bloßen Aufzählungen, über die kurz referiert werden könnte — wohlkommentiert zu edieren. Abgesehen von allem Glarnerischen stellen sie trotz der bewußt eingehaltenen autobiographischen Beschränkung ein wesentliches Quellenstück zur Geschichte der Schweiz von 1847 bis 1868 dar, eine Quelle also namentlich für die ersten zwanzig Jahre des jungen Bundesstaates.

*Dr. Joachim Heer* (1825—1879), der vor der Zeit durch schwere Krankheit dahingerafft wurde, hat keine persönlichen Aufzeichnungen hinterlassen, wohl aber existieren von ihm verfaßte Tagebücher für die Jahre 1867, 1870 und 1876<sup>34</sup> sowie ein großer, noch nicht aufgearbeiteter

<sup>33</sup> Besagter Brief liegt nicht veröffentlicht vor, ist aber erschlossen durch JHVG 64, 1973, S. 67. — Klaus Uerners Werk (*Die Deutschen in der Schweiz*, Frauenfeld 1976) enthält ein Kapitel «Zur Bedeutung der Reichsgründung von 1871 für die Schweiz». Die Bedeutung des Jahres 1866 für die schweizerische Meinungsbildung aber läßt der Autor außer acht.

<sup>34</sup> Joachim Heer, *Ungedruckte Aufzeichnungen und Abhandlungen* (Aufzeichnungen über meine Mission nach Deutschland, 1867; Schulgeschichte von Evangelisch-Glarus, 1870; Aus großer Zeit, 1870/71; Politisches Tagebuch, 1876). Abschriften in Maschinenschrift nach den Manuskripten (letztere liegen bei dem im LA Glarus

Briefnachlaß, wozu weitläufige amtliche Akten treten. Auch in diesem Falle ist eine moderne Darstellung an der Zeit. Sie dürfte weit über die damals verdienstvolle zeitgenössische Biographie Gottfried Heers hinausführen.

### *Mediziner*

Bei den Medizineren muß zuerst ein Außenseiter wenigstens erwähnt werden, Dr. med. *Samuel Zopfy* (29. 1. 1804—1. 12. 1890), praktischer Arzt und Wundarzt in Schwanden, der als 86jähriger im Jahre 1889 im Selbstverlag in Schwanden einen Band von 669 Seiten hinausgehen ließ, betitelt: *Heilkunde. Ergebnisse einer sechzigjährigen Erfahrung*. Wir haben also die fachbezogene Selbstbiographie eines Mediziners vor uns, die das persönliche Ergehen völlig auf sich beruhen läßt. Schon das Vorwort zeigt, daß es sich um einen homöopathischen Mediziner handelt, der sich dem streng naturwissenschaftlichen Trend seiner Zeit entzog und daß der Autor sich als Kämpfer für das von ihm verstandene und gefundene Richtige fühlte. Die Lebenserfahrungen eines überaus langen Medizinerlebens sind in dem Buch niedergelegt. Sie entziehen sich der Beurteilung des Laien. Aber es dürfte richtig sein, das Buch in unserem Zusammenhang der Vergessenheit entrissen zu haben <sup>35</sup>.

Wie wir auf S. Zopfy — so ist der Name auf dem Titelblatt seines Buches gedruckt, und wir müssen diese Schreibung übernehmen, mag der Name auch damals schon gemeinhin auf *i* geendet haben — mangels Kompetenz nicht näher haben eingehen können, so müssen wir es auch bei *Johann Jakob Tschudi* (1818—1889), der wohl Medizin studierte, aber als Naturforscher und Diplomat sich einen Namen gemacht hat, halten. Er hat bekanntlich bündereiche Reisebeschreibungen hinterlassen, die durch ihre persönlichen Urteile (siehe oben S. 29) auch autobiographisch ertragreich sein müßten. Aber einerseits ist Tschudi in JHVG 57, 1956,

deponierten Nachlaß Joachim Heer=Privatarchiv Nr. 1), 1965, 359 S. (LB Glarus M 2029). Ferner: Reden. Abschriften in Maschinenschrift nach den Manuskripten im Nachlaß. Glarus 1965 (LB Glarus M 2030). Vgl. Dr. J. Heer, *Vaterländische Reden*. Hrsg. von Gottfried Heer. Dazu kommt als drittes die Überlieferung der Reden durch die Tagespresse. Hiezu: *Politische Beredsamkeit im demokratischen Kleinstaat*, in: *Die Welt als Geschichte* 1953, S. 78—93.

<sup>35</sup> Jakob Hoffmann. *Medizinische Gesellschaft des Kantons Glarus. Ein Rückblick auf die hundert Jahre ihres Bestehens, 1834—1934*, Glarus 1934. J. Hoffmann erwähnt S. Zopfy nicht, wohl einfach deshalb, weil er vermutlich nicht Mitglied der Gesellschaft war.

bereits monographisch behandelt worden, anderseits gehört er der Geschichte der Naturwissenschaften in der Schweiz im 19. Jahrhundert an, für die der Verfasser dieser kleinen Studie nicht zuständig ist. Er gehört auch der Geschichte, und zwar der Frühgeschichte der Diplomatie des schweizerischen Bundesstaates an. Doch auch hier wollen wir nicht vorgeifen.

«Daß das eidgenössische Fabrikgesetz überhaupt lebendig und nützlich geworden, das ist ein persönliches Verdienst des eidgenössischen Fabrikinspektors Dr. Fridolin Schuler. Das ist der Kollege, der wenig spricht, viel denkt und Großes tut, ein unerreichtes Vorbild» (S. 63). Und: «Wer sich [an einem internationalen Hygienekongreß in Wien] zeigen durfte, das war unsere eidgenössische Fabrikinspektion und ihre Seele, unser Schuler, der sehr gefeiert wurde» (S. 88). Oder: «Ich bin ein Trompeter, Schuler aber ist ein Feldherr» (S. 101).

Das sind drei urteilende Äußerungen des bekannten Dr. Laurenz Sonderegger<sup>36</sup> über Fridolin Schuler, dem wir uns nun zum Schlusse zuzuwenden haben. «Die Erinnerungen eines Siebenzigjährigen» von *Dr. Fridolin Schuler* (1832—1903) erschienen 1903 in Frauenfeld. Sie wurden weitherum bekannt; der Verfasser dieses Jahrbuchbeitrages jedenfalls hat sie nicht erst in Glarus kennen gelernt, sondern bewahrt das Buch als Erinnerung an seinen Großvater mütterlicherseits, der schon 1904 verstarb. Sie sind interessant, diese Erinnerungen, besonders Kindheit und Jugend erhalten viel Licht, und die Aufmerksamkeit sollte diesen ersten Teilen ebenso stark gehören wie dem im Rampenlicht der öffentlichen Aufmerksamkeit sich abspielenden Mannesalter. Wir sehen, aus was für Wurzeln die Leistung erwuchs. Im übrigen sind diese «Erinnerungen eines Siebenzigjährigen» nicht so überlegen in jedem Satz, nicht so glänzend formuliert wie die des um sieben Jahre älteren Freundes, den wir eben zitiert haben. Dazu unterscheiden sie sich durch eine formale Eigentümlichkeit von all den vielen Autobiographien, die im 19. Jahrhundert geschrieben worden sind: Nach einer einleitenden Schilderung von Herkunft und Ausbildung wird der Lebenslauf mit vielen offenkundigen

<sup>36</sup> Die mit den Seitenangaben nach der Erstausgabe zitierten Worte von Dr. L. Sonderegger finden sich in: Dr. L. Sonderegger. Ein Lebensbild, von ihm selbst geschrieben und seinen Freunden gewidmet. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von G. Wiget-Sonderegger. St. Gallen 1896. (Zwei Jahre danach veranstaltete Dr. Elias Haffter eine neue Ausgabe, die mit der Edition von Briefen verbunden war; sie erschien 1898 in Frauenfeld.)



Lücken bis zum 70. Jahre geführt, dann aber wird in thematischen Abschnitten behandelt, was wir zuerst vermißt haben mögen, nämlich die öffentliche Betätigung im Kanton samt glarnerischer Fabrikinspektion, das eidgenössische Fabrikgesetz, das eidgenössische Inspektorat. Eine volle Einheit dieses Lebens wird so in der Darstellung nicht erreicht, wer aber mit speziellen Interessen an das Buch herankommt, wer nur vom glarnerischen Fabrikinspektor oder nur vom eidgenössischen Fabrikinspektor hören will, kommt so rasch auf seine Rechnung.

Schuler, selbst kinderlos, war der Sproß einer Bauernfamilie aus Rüti GL, schon Großvater und Vater aber waren reformierte Geistliche, ebenso der Onkel Melchior <sup>37</sup>, der sich als Sozial- und Schulpolitiker wie als Geschichtsschreiber und Mitherausgeber der Werke Zwinglis einen bedeutenden Namen gemacht hat; mütterlicherseits aber war F. Schuler der Enkel des erfolgreichen Kaufmanns und helvetischen Regierungstatthalters J. J. Heußi <sup>38</sup>. Neben dem Elternhaus, dem Biltner Pfarrhaus, trug auch die Großmutter im Elsenerhaus viel zu der reichen Kindheit bei, die Schuler erlebte.

Vom Vater wurde das Büblein auf seine amtlichen Gänge mitgenommen; es lernte so früh die hunderterlei Anliegen der Leute aus dem Dorfe kennen. Viel hielt sich der junge Schuler beim Sigristen Aebli auf, von dem er mancherlei von dem noch lebendigen Volksaberglauben vernahm, von dem man übrigens auch noch in der Kindheit des Schreibenden hören konnte und der gewiß bis heute nicht ausgestorben ist.

An schönen Sommersonntagen sah er Scharen von Fabrikarbeitern von Glarus und Ennenda nach dem Bade Nuolen, die ganze Woche durch zahlreiche Einsiedler Wallfahrer vorüberziehen, von manchen Zurückkehrenden konnte ein Einsiedlerkram erbettelt werden. Fahrten, Landsgemeinden, Kilbenen gehörten wie heute zu den schönen wiederkehrenden Fixpunkten des Jahres, mehr offenbar als St. Niklaus und Weihnachten, von denen nicht die Rede ist.

In der Schule kam er zuerst zu einem Stellvertreter der alten Art, bald aber zu dem Wehrli-Schüler Lienhard <sup>39</sup>, bei dem trotz mildester Handha-

<sup>37</sup> Melchior Schuler (1779—1859) war Pfarrer in Siblingen 1794—1805, in Obstalden 1805—1814, seit 1815 an aargauischen Gemeinden, 1827—1859 in Erlinsbach.

<sup>38</sup> Siehe oben S. 39.

<sup>39</sup> Johann Peter Lienhard (1815—1893) war, ausgebildet in Kreuzlingen, von 1838 bis 1853 Lehrer in Biltten, danach Leiter der dortigen Armen-erziehungsanstalt.

bung der Disziplin viel zu lernen war. Da Schuler leicht lernte, wurde er oft als Aufseher verwandt. «Ich war fast immer der oberste meiner Klasse», schreibt er (S. 9), «nur im Frühjahr, wenn das Jugendfest nahte, an welchem alljährlich die Besten jeder Klasse mit Büchern... beschenkt wurden, ging es jedesmal rückwärts mit mir, und ich mußte zufrieden sein, als der zweite zu figurieren. Das war mir ein schweres Herzeleid, in welchem mich nur die Mutter zu trösten verstand. Erst nach Jahren vernahm ich, daß mein Vater die Degradation veranlaßt hatte, ‚damit ich ja nicht zu eitel werde‘. Er hat mir dadurch schweren Schaden zugefügt; denn ich verlor alle Zuversicht auf meine Leistungsfähigkeit, befürchtete überall, scheel angesehen zu sein, und meine angeborene Schüchternheit wurde in einem Maß vermehrt, daß ich weit über meine Studienjahre hinaus die Folge meiner Zurücksetzung empfand, ja, sie vielleicht niemals überwand.»

In jenen Jahren kam er «wiederholt in eine große Spinnerei mit ihren unheimlichen, widerwärtigen Sälen, halbnackten, schweißtriefenden Arbeitern, mit Scharen jämmerlich aussehender Kinder. Ich hatte einen schrecklichen Eindruck von dem, was ich da sah. Weit weniger abschreckend wirkten auf mich die oft wiederholten Besuche in der Kattundruckerei meiner Verwandten in Netstal. Ich begann dort auch einen kleinen Einblick in den Zusammenhang der Industrien und den daran sich knüpfenden Handel zu bekommen. Die Färberei und der Buntdruck schienen mir mit jedem Besuche interessanter, und bald begann das Projekt bei mir aufzutauchen, Chemiker zu werden. Meine Mutter war sehr dafür, der Vater aber hatte Abscheu vor allem, was Fabrik hieß» (S. 17). Zudem waren ungünstige Zeiten des Übergangs für die Industrie gekommen, namentlich der Übergang von der Handweberei zum Maschinenbetrieb, der viele Arbeitskräfte freisetzte und zur Auswanderung veranlaßte. Der sechste Teil des nur 700köpfigen Bilten ging übers Meer. Das Dorf kam herunter.

Im Frühjahr 1848 ging Schuler für drei Jahre nach Aarau. Hier am Gymnasium wie später an der Universität, in Zürich, Würzburg, Wien und Prag fällt auf, wie liebevoll die Professoren sich der einzelnen Studenten annahmen und sie gar privatim weiterförderten. In einem physiologischen Kränzchen in Zürich konnte sich Schuler ein ganzes Semester lang mit Ernährungslehre befassen und darüber vortragen, eine Beschäftigung, die für ihn im reifen Mannesalter überaus wichtig werden sollte. Auch in Würzburg wurde von den Studenten nicht nur gelernt, was be-

kannt war, sondern unter Leitung ihrer Lehrer forschend in Neuland vorgestoßen. Schuler konnte eine eigene Arbeit in der Naturforschenden Gesellschaft vortragen und durfte sie in deren Zeitschrift gedruckt sehen. Doch dauerte sein Studium angesichts der beschränkten Mittel viel weniger lang als etliche Jahre zuvor das an denselben Orten sich abspielende seines späteren älteren Freundes Laurenz Sonderegger. Die Staatsprüfung bestand Schuler vor dem Glarner Sanitätsrat mit Glanz, auf das Doktorat verzichtete er — es wurde ihm später von der Universität Basel honoris causa verliehen, von Zürich später auch noch dasjenige der Staatswissenschaften — und durfte sich mit dem Rest des Studiengeldes noch ein Pariser Semester leisten. Viel konnte in den Pariser Kliniken hinzugelernt werden. Ohne Assistentenzeit wie Sonderegger, doch ohne daß er diesen Umstand wie jener als Mangel empfunden und in seinen «Erinnerungen» als solchen erwähnt hätte, begann Schuler 1855 seine Praxis in Mollis und hatte bald als einer der wenigen gutausgebildeten Ärzte im Kanton großen Zulauf. Er verkehrte mit hoch und niedrig, namentlich auch, wie schon in Paris, wo er Leute aus Bilten angetroffen, mit einer Reihe von Arbeitern, deren Lebensbedingungen er so aus der Nähe kennen lernte. Studienfreunde aus Deutschland besuchten ihn im Glarnerland, so Ernst Häckel, dem er in Würzburg begegnet war, so Dr. E. Troeltsch aus Augsburg, vielleicht der Vater des bekannten Theologen und Philosophen Ernst Troeltsch, einmal begegnete er auch nochmals R. Virchow, seinem Lehrer und Freund aus Würzburg. Er übernahm einzelne öffentliche Ämter, wurde Armenarzt und Gerichtsarzt, Mitglied der Sanitätskommission, des Kantonsschulrates, der ärztlichen Konkordatsprüfungsbehörde in Basel, wo Hygiene sein Prüfungsfach war, dann, von Landammann Heer 1867 persönlich dazu aufgefordert, glarnerischer Fabrikinspektor, ein Amt, das ihn mit den Fabrikanten wie mit den Arbeitern in Konflikt brachte, weil er, streng der Sache verpflichtet, keinerlei vermeintliche Interessen begünstigte. Er hatte so auch eine starke zeitweilige Verminderung seiner Praxis in Kauf zu nehmen. Allmählich jedoch erkannte jedermann seine Unparteilichkeit und seine guten Absichten und nahm den Verkehr mit dem beinah Verfemten wieder auf. 1872 wurde er zum Mitglied des Appellationsgerichtes (seit 1887 Obergericht genannt) erwählt, und J. J. Blumer forderte ihn persönlich auf, die Wahl anzunehmen. Er wurde als Blumers Nachfolger Präsident dieses Gerichtes, eine Stellung, die er im Einvernehmen mit dem Bundesrat auch als eidgenössischer Fabrikinspektor beibehielt.

Schuler war in jenen Jahren auch Mitglied der Expertenkommission für das eidgenössische Fabrikgesetz, das 1877 mit geringer Volksmehrheit angenommen wurde. In jenem Momente war er entschlossen, die ärztliche Praxis aufzugeben. Die Freigebung der ärztlichen Berufsausübung im Jahre 1874, die nun im Kanton Glarus an die fünfzig Jahre in Geltung blieb — noch Dr. Ernst Fritzsche hat vehement dagegen angekämpft —, wie starke Ermüdungserscheinungen hatten ihn zu diesem Entschlusse kommen lassen. Er gedachte, sich eine Altersbeschäftigung als Privatgelehrter aufzubauen.

Aber es kam anders. Schon am Neujahrstag 1878 rief ihn Bundesrat Heer zu sich in sein Haus am Spielhof. Er berief ihn in der Folge für Monate nach Bern, um ihm bei der Inkraftsetzung des eidgenössischen Fabrikgesetzes behilflich zu sein. Dann kam die Ausschreibung der drei Fabrikinspektorenstellen. Über hundert Anmeldungen, aber nur wenig ganz überzeugende, langten ein. Wiederum war es Heer, der Schuler bat, ihn auf die Liste der Angemeldeten setzen zu dürfen. Schließlich stimmte er zu und war auch bei der Wahl der andern zwei behilflich. Und nun eröffnete sich eine über zwanzigjährige Zeitspanne, die er in der neuen, vollamtlichen Stellung zubrachte, erst auf Inspektions- und Informationsreisen zusammen mit seinen zwei Kollegen durch die ganze Schweiz, dann in seinem eigenen Inspektionskreise allein, doch immer auch im Austausch und Einvernehmen mit den Kollegen tätig. Er hat sich, weit über seine Amtspflichten hinaus, auch literarisch betätigt, — eine Liste der Veröffentlichungen am Schluß seines Buches gibt davon Kunde —, er setzte sich für eine bessere Ernährung der Arbeiter in Zusammenarbeit mit dem Mühlenbesitzer Jules Maggi ein, dessen Präparate viel von den Kenntnissen Schulers profitierten. Auch kämpfte Schuler mit Sachkenntnis und Energie gegen die die Arbeiter gefährdenden Giftstoffe, die in der Industrie zunächst unbedenklich Verwendung fanden, namentlich gegen das Blei in allen Verwendungsarten. Die Details seiner Inspektionsberichte wie die lichtvoll geschilderten Begegnungen an internationalen Kongressen (einmal mit C. Zetkin, L. Braun, W. Liebknecht) muß man in seinem Buche selbst nachlesen. Als kleine Merkwürdigkeit sei nur noch vermerkt, daß der Verfasser der «Erinnerungen eines Siebenzigjährigen» Pfarrer Bernhard Becker, der übrigens ja, wie wir sahen, ebenfalls mit Landammann Heer befreundet war, entweder nie begegnet ist oder ihn geflissentlich nie erwähnt. Und doch wäre ohne Beckers Fanfarenstöße Schulers Wirken kaum je möglich geworden.

Obwohl in Bestrebungen und Zielen mit Dr. Sonderegger verwandt, diese aber an einflußreicherer Stelle vertretend, so war Dr. Schuler wohl stärker der Zeit verhaftet als jener. Jedenfalls vernehmen wir in dem ganzen Buche nichts von den sein Leben letztlich tragenden Kräften, nichts von einer Überwelt, die die Welt seines Wirkens transzendierte, wovon sein Freund in St. Gallen so schlicht und schön zu sprechen weiß.

Wir sind auf unserem Gange von L. Tschudi bis F. Schuler Menschen begegnet, die von dem, was ihres Lebens Mittelpunkt war, oder doch von dem Wege, der dazu führte, teils nüchtern — sachlich, teils in etwas höheren Tönen berichtet haben. Alle boten uns neben dem persönlichen auch ein überpersönliches geschichtliches Interesse. Nicht nur von Autobiographien als solchen, sondern auch von autobiographischen Quellen wollten wir ja berichten. Jeder Leser wird in solchem Sinne etwas, was ihn besonders angesprochen haben mag, gefunden haben. Ich konnte nur Hinweise geben. Wer von einer der Gestalten, die an uns vorübergezogen sind, besonders berührt war, möge deren «Erinnerungen», soweit sie gedruckt vorliegen, selbst vornehmen und sich unsere Auszüge und Hinweise durch eigene Lektüre ergänzen.

*Autobiographisches aus dem Glarnerland vom 16. bis 19. Jahrhundert*  
*Liste der Texte*

Die Liste ist nach den Autoren alphabetisch geordnet. Die Autoren von eigentlichen Autobiographien und von Tagebüchern werden in unserem Verzeichnis kursiv gedruckt, diejenigen von Reisebeschreibungen normal, so daß sich die beiden Gattungen etwas voneinander abheben. Den Namen haben wir nach Möglichkeit die Lebensdaten beigesetzt. Die Seitenzahlen sollen einen Begriff vom Umfang geben, einen unvollkommenen, da wir auf die Angabe des Formates, von einem Falle abgesehen, verzichten. — Wo bei Drucken kein Mskr. angegeben ist, dürfte auch keines mehr existieren, jedenfalls ist dem Schreibenden keines bekannt geworden.

*Bernhard Becker* (1819—1879), *Erinnerungen aus meiner Jugend*. Erstdruck: BN vom 29. und 30. November und vom 2., 3., 5., 6., 7. und 12. Dezember 1879 unter dem Titel «Erinnerungen aus meiner Jugend, von Dr. Bernhard Becker, Pfarrer in Linthal» (die BN hatten bereits am 5. August einen kleinen Nekrolog ihres am 2. August 1879 an einem Schlaganfall verstorbenen Glarner Korrespondenten gebracht). Die NGZ zeigte am 2. Dezember 1879 ihren Lesern das Erscheinen der Erinnerungen in den BN mit sympathischen Worten an. — Dann: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Zürich 1880, S. 25—54, schließlich in: Ein Ruf zur Heimat. Eine Reihe Predigten von Pfr. Dr. Bernhard Becker, nach dem Tode des Verf. mit dessen Jugenderinnerungen hrsg. von seinem Sohne B. Becker, Pfarrer. Glarus 1880, S. 271—297. (Das Vorwort ist aus dem Oktober datiert). Die Seitenzahlen der Zitate beziehen sich auf diese letzte Ausgabe.



*Eduard Blumer* (1848—1925). Tagebuch 1959/60. Mskr. LB Glarus N 221. Druck: GN vom 20. November 1958 (nicht fehlerfrei). Der Herausgeber ist nicht genannt.

*Johann Jakob Blumer* (1819—1875). Erinnerungen aus meinem Leben. 4°, 183 S. Handschrift und Abschrift in Glarner Privatbesitz. Das Mskr. ist nicht paginiert, sondern foliiert (der Bogen zu vier Seiten gerechnet), so daß zitiert wird: Bg. x, S. 1 oder 2 oder 3 oder 4.

*Matthias Dürst* (1813—1857), Auswanderungstagebuch, 1845. Mskr. auf der UB Madison/Illinois. Druck: JHVG 63, 1970, S. 11—96. Buchausgabe: New Glarus 1845 bis 1970. Glarus, Baeschlin 1970, S. 11—96. — Viel früher schon ist das Tagebuch in englischer Übersetzung gedruckt worden: *Diary of one of the original colonists of New Glarus, 1845. Translated from the German of Mathias Dürst by John Luchsinger*, in: *Wisconsin Historical Collections*, vol. IV, Madison 1900 (Photokopie dieser englischen Übersetzung in der LB Glarus); auf Grund der Ausgabe im JHVG 63, 1970, ist eine zweisprachige Ausgabe veranstaltet worden: *Leo Schelbert, New Glarus, 1845—1970. The Making of a Swiss American Town*. Glarus, Tschudi 1970, S. 20—159 (Matthias Dürsts Auswanderungs-Tagebuch/Matthias Dürst's Travel Diary).

*Gottfried Heer* (1843—1921). Reiseerinnerungen aus Deutschland. Vorträge in der Lesegesellschaft Rütli. Glarus 1890. — 79 S. — Eine Woche in Rom. Vortrag vor der Naturforschenden Gesellschaft des Sernftals. Glarus 1893. — 53 S. (zit.: Rom). — (Reiseerinnerungen aus dem Norden, I). Nach Hamburg und Stockholm. Reisebriefe. Glarus o. J. (1895 ?). — 73 S. (zit.: Nach Hamburg). — Reiseerinnerungen aus dem Norden, II. Am bottenischen Meerbusen und jenseits des Polarkreises. Vortrag in der Herbstversammlung der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Glarus. Glarus 1896. — 75 S. — Reise-Erinnerungen aus dem Norden, III. Quer durch Skandinavien und auf den Fluten des atlantischen Ozeans. Vortrag in der Lesegesellschaft Hätzingen. Glarus o. J. — 38 S. — Reiseerinnerungen aus dem Norden, IV. Zwei Tage in Bergen und seiner Umgebung, auf der Nordsee und im Hamburger Tiergarten. Vortrag vor der Naturforschenden Gesellschaft des Großtals. Glarus 1896. — 48 S. — Reisebriefe aus dem Norden (Glarus 1912 ?). 199 S. (zit.: Reisebriefe 1911). — Über den Lukmanier. Reise-Plauderei. Vortrag vor den Patienten des Sanatoriums Braunwald. Glarus 1913. — 59 S.

*Joachim Heer* (1825—1879). Tagebuch 1867; 1870/71; 1876). Mit dem Dr. J. Heer-Nachlaß deponiert im LA Glarus (Privatarchiv Nr. 1). Abschrift in der LB Glarus. Vgl. Anm. 34.

*Caspar Kubli*, Civilgerichtspräsident (1805—1879). Eine Selbstbiographie. Zu dessen Andenken veröffentlicht von einem seiner Kollegen. Glarus 1891. — 35 S.

*Johannes Georg Ritter* (1813—1902), (Jugenderinnerungen), in: *Zur Erinnerung an Johannes Georg Ritter*, Pfarrer in Schwanden. Glarus 1902, S. 3—26.

*Fridolin Schuler* (1832—1903), Erinnerungen eines Siebenzigjährigen. Frauenfeld 1903. — 160 S.

*Andreas Tschudi* (1779—1812), Tagebuch 1803/04. LB Glarus N 115. — 102 Seiten.

*Balthasar Tschudi* (1556—1608), (Erinnerungen). Mskr. LA Glarus Z IV, 11., S. 28—65.

*Johann Jakob Tschudi* (1722—1784) (Autobiographie). Die Autobiographie schließt ohne besonderen Titel den handschriftlichen Band ‚Stammtafel der Tschudi in Glarus‘ im LA Glarus I, Z IV, 6, S. 304—338. Der Teildruck durch Jakob Winteler in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 1959, 289—306 gibt die Seiten 307—317 des Mskr. etwas gekürzt wieder.

*Johann Jakob von Tschudi*, Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—1840, 2 Bde., St. Gallen 1846. Reisen nach Südamerika. 5 Bde. Leipzig 1866—1869.

*Ludwig Tschudi* (x—1530?), Reyß und Bilgerfahrt zum Heyligen Grab. Rorschach 1606. — 360 S.

J. J. Wild (ca. 1810—18..), Reise nach Norwegen (1856). Stäfa 1859. — 97 S.

*Samuel Zopfy* (1804—1890), Heilkunde. Ergebnisse einer 60jährigen Erfahrung. Schwanden 1889. — 669 S.

*Caspar Leberecht Zwicky* (1820—1906), Jugenderinnerungen. Glarus 1906. — 30 S.

\*

Nachgetragen sei, daß wir uns in allen Zitaten in Rechtschreibung und Interpunction an die Vorlagen gehalten haben.